

Soziale Arbeit

April 2007

56. Jahrgang

Professor Dr. Winfried Noack lehrt am Institut für integrierte Kinder-, Jugend- und Erwachsenenarbeit, Abt. für Sozialpädagogik und Sozialdiakonie der Theologischen Hochschule Friedensau, In der Ihle 2a, 39291 Friedensau
E-Mail: winfried.noack@thh-friedensau.de

Dr. Thea Rau ist Dipl.-Sozialarbeiterin und arbeitet in dem Projekt CCC der Diakonischen Bezirksstelle Ulm, Grüner Hof 1, 89073 Ulm
E-Mail: thearau@web.de

Andrea Sebald ist Studentin der Fakultät für Soziale Arbeit an der Katholischen Universität Eichstätt. Privatanschrift: Feldkirchener Straße 47, 85055 Ingolstadt, E-Mail: Andrea.Sebald@gmx.de

Dr. Barbara Bojack arbeitet als Ärztin in einer Justizvollzugsanstalt. Privatanschrift: Eichgärtenallee 14, 35394 Giessen, E-Mail: bbojack@web.de

Professor Dr. Gerd Koch lehrte Pädagogik und soziale Kulturarbeit an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin, Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin, E-Mail: koch@asfh-berlin.de

Claus Mischon ist Germanist M.A. und fachlicher Leiter des Masterstudiengangs für Biographisches und Kreatives Schreiben an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin, Alice-Salomon-Platz 5, 12627 Berlin, E-Mail: mischon@asfh-berlin.de

Das Phänomen der Unsichtbarkeit in der Sozialen Arbeit 122

Winfried Noack, Friedensau

DZI-Kolumne 123

Ein Beratungskonzept für junge Überschuldete 129

*Aus der Praxis eines diakonischen Projektes
Thea Rau, Ulm*

Rauchen am Arbeitsplatz 134

*Andrea Sebald, Ingolstadt;
Barbara Bojack, Gießen*

Eine Erinnerung in acht Verrechnungseinheiten 141

*25 Jahre Lehre an der Fachhochschule
Gerd Koch, Berlin*

Danksagung an Professor Gerd Koch 144

*An die Anwesenden, liebe Eingeborene,
liebe Nachgeborene, lieber Gerd Koch
Claus Mischon, Berlin*

Rundschau Allgemeines 146

Soziales 147

Gesundheit 148

Jugend und Familie 149

Ausbildung und Beruf 150

Tagungskalender 151

Bibliographie Zeitschriften 152

Verlagsbesprechungen 157

Impressum 160

Korrektur:

Die E-Mail-Adresse der Autorin Antonia Scheib im Heft 3.2007 lautet richtig: antonia.scheib@zi-mannheim.de



Eigenverlag

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Das Phänomen der Unsichtbarkeit in der Sozialen Arbeit

Winfried Noack

Zusammenfassung

Ein Blick in die Kulturgeschichte zeigt, dass beispielsweise die Adelsklasse ihre soziale Überlegenheit gegenüber den Standeslosen dadurch zeigte, dass sie diese nicht wahrnahm. Kann das nicht auch heute noch geschehen? Wer sind heute die „Unsichtbaren“? Gerade in der Sozialen Arbeit spielen sie eine bedeutende Rolle und sollen aus der Unsichtbarkeit geführt werden.

Abstract

A look into cultural history shows that the noble gentry demonstrated their social superiority towards the lower class by simply ignoring them. Can that not happen in our days as well? Who are the "invisible" people today? They play a significant role in social work and should be led out of invisibility.

Schlüsselwörter

Soziale Arbeit – Methode – Funktion – Wahrnehmung – Randgruppe – Individuum – Unsichtbarkeit

1. Einführung

Eine Phänomenologie der Unsichtbarkeit führt uns in ein zentrales Problem der Sozialen Arbeit, aber auch der Lebenspraxis ein. Die Strategie des Hindurchsehens erlaubt es, den anderen unsichtbar, sich selbst aber im Mittelpunkt sichtbar zu machen. Bei der sozialen und räumlichen Unsichtbarkeit (Hindurchsehen) gelingt es dem Mächtigen, sich ein Gefühl der Befriedigung zu verschaffen, indem er den Unterlegenen unsichtbar macht, während dieser sich ausgeliefert und gedemütigt fühlt. In den Zeitformen ist die Zukunft völlig unsichtbar, die Gegenwart könnte zwar sichtbar sein, verschwimmt aber oft in einem undifferenzierten Leben. Die Vergangenheit lässt alles ins Unsichtbare versinken, es sei denn, wir erinnern es. Das Gegenteil von Unsichtbarkeit ist das Prinzip der Anerkennung. Sichtbar wird für uns ein Mensch durch die Vorgänge der Wahrnehmung, der Anerkennung, der Befürwortung und des gegenseitigen Austausches von Anerkennung, verbunden mit einer Gestik der Anerkennung. In der Sozialen Arbeit sind es vor allem Rand- und Problemgruppen der Gesellschaft, die räumlich und sozial unsichtbar gemacht werden oder die sich selbst unsichtbar machen. Ein wichtiger Aspekt der Sozialen Arbeit ist es darum, Menschen aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit zu führen, indem wir sie wahrnehmen, erkennen, befürworten und anerkennen.

2. Eine Phänomenologie der Unsichtbarkeit

2.1 Soziale und räumliche Unsichtbarkeit

Wie schon angedeutet, zeigten die Adligen der Feudalgesellschaft ihre soziale Überlegenheit, indem sie ihre Bediensteten nicht wahrnahmen. So entkleideten sie sich vor ihnen, indem sie vorgaben, sie nicht zu sehen (Honneth 2003, S. 11). Diese Ferne des Adels und die Unsichtbarkeit des Volkes hat *Thomas Mann* im Vorspiel zur „Königlichen Hoheit“ so ausgedrückt: „Er geht weiter. Man sieht ihn an, aber er sieht niemanden an, er sieht zwischen den Leuten hindurch geradeaus ... Man grüßt ihn, dann grüßt er zurück, fast herzlich und dennoch aus einer Ferne ... Dort geht er, man kann ihn noch sehen. Gekannt und doch fremd bewegt er sich unter den Leuten, geht im Gemenge und gleichsam doch von einer Leere umgeben“ (Mann 1989). Ähnlich haben die weißen Herren die Schwarzen so behandelt, als existierten sie nicht. Das Unsichtbarwerden geschieht durch das „Hindurchsehen“. Die Herrschenden, Überlegenen entwickeln ein inneres Auge, das die Eigenschaft hat, durch andere Menschen, vor allem solche, die verachtet werden, hindurchsehen zu können. Die Missachtung wird also dadurch zum Ausdruck gebracht, dass der Hindurchschauende den Anwesenden so behandelt, als sei er nicht da. Der Volksmund sagt in seiner Weisheit: „Er ist für mich Luft.“

Axel Honneth (2003, S.12) weist nun darauf hin, dass dies Nichtwahrnehmen durchaus beabsichtigt ist; es dient dazu, Verachtung auszudrücken und den anderen zu demütigen. Dies wird durch die Art und Weise des Hindurchschauens (Gestik, Mimik, ignorierende Verhaltensweisen) deutlich gemacht. Das Unsichtbarsein kennt verschiedene Grade der Verletzung durch das Unsichtbarwerden. So kann der Gastgeber einen Gast übersehen. Schwerer wiegt schon die Verletzung, wenn der Direktor die Putzfrau nicht wahrnimmt. Ähnlich verhalten wir uns, wenn wir an Bettlern, Behinderten oder Obdachlosen vorbeigehen und sie durch Nichtwahrnehmen unsichtbar machen. Verletzend ist für die Beschäftigten eines Betriebs, wenn sie vom Chef nicht wahrgenommen werden und für ihn nur anonyme Arbeitskräfte sind. Am stärksten ist wohl die Verletzung, wenn ein enger Angehöriger von den anderen Verwandten unsichtbar gemacht wird. Und wir verstehen, dass dies nicht ein Fehler in unserem Auge ist, sondern ein sozialer Vorgang. Er hat darum zwei Seiten: Der Wahrnehmende ist blind für den, der von ihm unsichtbar gemacht worden ist, und der Unsichtbare empfindet dies als Verachtung.

Wir bemerken, dass Unsichtbarkeit eine Form der Machtausübung ist, bei der der Mächtige ein Ge-

fühl der Befriedigung empfindet, der Ohnmächtige hingegen des Ausgeliefertseins, der Demütigung und der unterdrückten Wut. Die allgegenwärtige Machtausübung (Noack 2003) und das Unsichtbarmachen anderer bilden geradezu ein Dual. Darum reagieren viele unsichtbar gemachten Personen durch Aggressivität, Auffälligkeit, Zerstörungswut, demonstratives Verhalten, ungebührliches Benehmen, wie „Kasperl spielen“ oder sich in den Mittelpunkt drängen, um auf sich aufmerksam zu machen und ihre Sichtbarkeit zu erzwingen.

Jean-Paul Sartre kennt einen anderen Begriff der Unsichtbarkeit (Sartre 1993, S. 142-171). Ich gehe, so Sartre, durch einen Park. Da ist eine Studentin auf der Bank, die ein Buch liest. Ein Rentner führt seinen Hund aus. Eine Frau fährt den Kinderwagen. Sie alle sind zunächst unsichtbar. Sie befinden sich in der Situation des Für-sich-Seins und des An-sich-Seins. Als solche sind sie mit sich selbst identisch und für jeden Betrachtenden uneinschaubar. Auch der Betrachtende bleibt in seiner Freiheit uneingeschränkt. Sobald er jedoch diese Personen erblickt und mit seinem Blick sichtbar macht und der andere tätig wird, indem er den Schauenden erblickt, hört die Unsichtbarkeit auf. Der Betrachtete wird zum Subjekt-Anderen, der in meine Freiheit eingreift und bedrohlich wird. Zugleich aber erfahre ich die Freiheit des anderen, die mir meine Freiheit raubt, als Bedrohung. Darum stoße ich ihn zurück in die typisierende Rolle und mache ihn wieder unsichtbar. Für Sartre ist also der Blick das, was ein Gegenüber sichtbar macht; aber das Gefühl der Bedrohung und die Angst vor dem Verlust der Freiheit macht ihn wieder unsichtbar.

2.2 Unsichtbarkeit und Zeitformen

Heidegger (1993) unterscheidet drei Zeitformen. Die Zukunft versucht der Mensch zu verstehen, indem er seinen Gang in die Zukunft wagt, in die er sich entwirft, wodurch er sich zu dem macht, der er ist und der er sein wird. In diesem Entwurf nimmt er sich vorweg. So will er die Zukunft, und zwar seine eigene, für sich sichtbar machen. So wird sie zu einem Vorlaufen des Menschen in die Zukunft. Aber sie bleibt virtuell. Sie enthält grenzenlos viele Möglichkeiten, aber es bleibt ungewiss, welche von ihnen verwirklicht werden. So bleibt alles Zukünftige unsichtbar. Die zweite Zeitform ist die Vergangenheit. Das Gegenwärtige verschwindet in der Vergangenheit. Einerseits ist in ihr alles, was je gewesen ist, sie ist die geschichtliche Welt. Aber auch im persönlichen Leben versinkt alles Daseiende in die Unsichtbarkeit. Denn sobald etwas vergangen ist, ist es nicht mehr und kann nicht wiederholt

DZI-Kolumne Contergan®

Schon bald nach Ostern beginnt die Zeit erster Sommerurlaube, eine gute Gelegenheit für einen frühen Buchtipp: Die Autobiographie „Die Stimme“ des weltberühmten Baritons *Thomas Quasthoff* ist nicht nur für Musikfreunde empfehlenswert. Das flüssig geschriebene Buch (Koautor *Michael Quasthoff*, Bruder und Publizist) redet Klartext, ist reich an Anekdoten und mitunter beißender Kollegenkritik. Kein Zweifel, *Quasthoff* kann austeilen. Aber was mussten er und seine Familie nicht auch alles einstecken.

1959 geboren, gehört der Sänger zu den weltweit rund 12 000 Opfern des Contergan-Skandals. Sein Buch öffnet den Blick für das Leid und die Schwierigkeiten, die die körperliche Behinderung der Familie bereitet hat sowie für die Erfolge, die sie sich durch Liebe, bodenständige Beharrlichkeit und einen unbezwingbaren Lebensmut erarbeitet hat.

Schicksale anderer Contergan-Opfer sind ärmer an Erfolgen und Ermutigungen. Viele Betroffene werden dieser Tage die neueste Entwicklung im Rechtsstreit zwischen dem Westdeutschen Rundfunk sowie dem Pharmaunternehmen (und damaligen Contergan-Produzenten) *Grünenthal GmbH* aufmerksam, ja aufgewühlt verfolgen. Regisseur und Grimme-Preisträger *Adolf Winkelmann* hat im Auftrag des WDR einen Zweiteiler über den Contergan-Skandal gedreht, dessen Ausstrahlung das Unternehmen mit dem Vorwurf falscher Tatsachenbehauptungen juristisch zu unterbinden versucht. Diese Vorgehensweise ist unmoralisch und unklug. Selbst wenn der Film an einzelnen Stellen unkorrekt sein sollte, steht es der Firma moralisch nicht an dagegen vorzugehen. Denn auch unabhängige Stimmen attestieren ihr, dass sie in den 1960er-Jahren „mit juristischem Sperrfeuer und einer Kaltschnäuzigkeit, die einem noch heute das Blut in den Adern gefrieren lässt, Kritiker mundtot machen wollte“ (*Die Zeit*). Unklug ist die Reaktion von *Grünenthal* deshalb, weil es viel wirksamer wäre, wenn etwaige handwerkliche Fehler nach der Ausstrahlung durch die öffentliche Meinung kritisiert würden statt von eindeutig vorbelasteter Seite.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

werden. Es ist nur möglich zu vergessen oder zu erinnern. Deshalb versinkt alles Sichtbare in der Unsichtbarkeit der Vergangenheit in der Weise des Vergessens. Zwar kann es in der Weise des Erinnerns vergegenwärtigt werden, aber es erscheint lediglich im erinnernden Denken und Vorstellen. Selbst im Erinnern bleibt alles Vergangene unsichtbar, so sehr es auch vergegenwärtigt wird.

Die dritte Zeitform ist die Gegenwart. Sie ist das Sein bei etwas, das vor-handen ist, und zwar als Selbst-Welt, wenn der Mensch bei sich selbst ist; als Mit-Welt, weil jeder Selbst-Welt die Mit-Welt mitgegeben ist; und als Um-Welt, als das Eingebettetsein in den umgebenden Kosmos. Nur in der Gegenwart können Menschen und Gegenstände sichtbar werden oder unsichtbar bleiben oder gemacht werden. Darum ist das Jetzt die Zeit des Menschen, die Gegenwart, die sich jeder vergegenwärtigen sollte. In dieser Vergegenwärtigung können wir Menschen und Dinge sichtbar werden lassen und mit ihnen in eine intime Beziehung treten. Oder sie unsichtbar machen oder bleiben lassen. Eine besondere Form des Unsichtbarwerdens in der Gegenwart beschreibt *Dieter Wellershoff* in seiner Erzählung „Das Verschwinden“ (*Wellershoff* 2005, S. 77): „Die Welt war wieder hinter einer unsichtbaren Mauer verschwunden. Nicht nur dieser Mann, der völlig undeutlich geworden war, sondern das ganze außerhalb von ihr stattfindende Leben. Auch der gestrige Abend war zu einem weit weggerückten Bild geworden, so blaß und nebelhaft wie eine überbelichtete Aufnahme, bei der nur Umrisse zu erkennen sind.“ In der Gegenwart kann also dem Menschen im Zustand der Sinn- und Ziellosigkeit die Wirklichkeit zur Unwirklichkeit verschwinden, sie kann unsichtbar werden. *Wellershoff* nennt seine Erzählung zu Recht „Das Verschwinden“.

3. Sichtbarkeit und das Prinzip Anerkennung

Sichtbar wird ein Mensch für uns, wenn wir ihn anerkennen. In diesem Augenblick nehmen wir eine andere Person als menschliches Individuum in ihrem Subjektsein wahr, die Eigenschaften aufweist, die sie für den Betrachtenden sichtbar machen. Dies ist der Vorgang der *Wahrnehmung*. Wahr-Nehmen bedeutet, die andere Person so bewusst zu erblicken, wie sie wirklich, wie sie wahr ist. So kann die Putzfrau eine Spanierin sein, die eine bestimmte Kleidung trägt, die sehr sorgfältig arbeitet und Dank verdient. Der Schwarze bekommt auf einmal individuelle Züge und öffnet sich uns als eine Person. Und wie die Unsichtbarkeit nicht ein Mangel unseres Auges ist, so stellt sich uns auch die Sichtbarkeit nicht als eine Sinnesleistung unseres Sehvermögens

dar, sondern als eine soziale Handlung, und zwar als eine viel komplexere als im Vorgang der Unsichtbarmachung. Denn die Anerkennung verlangt grundlegend, jemanden raumzeitlich anzuschauen, einschließlich aller Eigenschaften, die in der Situation enthalten sind. Diese individuelle Identifizierbarkeit nennt *Axel Honneth* „Erkennen“ (2003, S. 13).

Dieses Erkennen ist nach dem Vorgang der Wahrnehmung der zweite Schritt. Er-Kennen (Ur-Kennen) heißt, die andere Person in ihrem eigensten Inneren zu erblicken. Dem folgt die *Anerkennung*. Beide sind verschieden. Erkennen bedeutet, dass eine Person als solche in ihrem individuellen Inneren wahrgenommen wird. An-Erkennung hinwiederum fügt dem Erkennen eine positive soziale Zuschreibung, eine „Befürwortung“, hinzu (*ebd.*, S.15). Nachdem ich den anderen in seinem Eigensten wahrgenommen und erblickt habe, fügt sich dem Erkennen das „An“ hinzu, das dieses Erkennen öffentlich macht und sich in der Befürwortung ausdrückt. Praktisch lässt sich der Vorgang so beschreiben: In einem ersten Schritt nehmen wir jemanden wahr; und wir erkennen in einem zweiten Schritt den anderen als eine Person mit individuellen Eigenschaften, die der Situation angemessen sind. In einem dritten Schritt bekunden wir dieses Erkennen öffentlich, indem wir ihn vor den Anwesenden durch Handlungen, Gestik und Mimik anerkennen.

Aber ein vierter Schritt ist nötig. Er soll am Verhalten von Säuglingen verdeutlicht werden. Neugeborene verfügen über einen reichen Zeichenvorrat, um sich geltend zu machen, um sozusagen sichtbar zu werden: Schreien, Lächeln, fröhlich Strampeln und anderes, während auch die Mutter zahlreiche Verhaltensweisen entwickelt, um den kleinen, geliebten Säugling anzuerkennen: Lächeln, mit ihm reden, ihn wiegen, Brust oder Flasche reichen, einfühlsames Minenspiel und so weiter. Auf solche anerkennenden Verhaltensweisen der Mutter, des Vaters oder der Geschwister reagiert das Kind mit sozialen Antworten, vor allem mit Lächeln und fröhlichem Strampeln. Anerkennung ist also ein sozialer *Austausch gegenseitiger Anerkennung*. Wir merken, dass Anerkennung vor allem in einem feinen Gefühlsaustausch besteht und deutlich macht, dass jemand willkommen ist und ihm eine besondere Aufmerksamkeit gehört. Oder denken wir an unser Beispiel der Putzfrau, dann schwingt in der Anerkennung durch den Chef Dankbarkeit mit.

Die reiche Vielfalt der Gestik der Anerkennung ist ihr Kernstück (*ebd.*, S. 22 f.). Jemand lächelt dem anderen zu oder begrüßt ihn mit Achtung. Andere

Gesten sind gefühlvoll die Hand zu reichen, freundlich mit dem Kopf zu nicken, ein freundliches Lächeln oder körperliche Zuwendung. All solche Gesten besitzen Ausdrucks- und Signalcharakter.

Anerkennung hat auch eine ethische Komponente (*ebd.*, S.18-20). In der Anerkennung schwingen Gerechwerden und das Zustehende mit. Ich werde dem anderen gerecht, meint, dass ich ihm das zugestehe, was ihm als der, der er ist, zusteht und wodurch er zur Geltung kommt. Weitere ethische Zuschreibungen sind Achtung, Bestätigung, Befürworten und Geltenlassen (*ebd.*, S. 20-22). In diesem Zusammenhang müssen wir auf *Max Scheler* zurückgreifen, der den Menschen als das offene Wesen beschrieben hat (*Scheler 1947*), das zur Welt und zur Zukunft hin offen ist. In der Achtung verlasse ich meine Selbstzentrierung und öffne mich zum Mit-Subjekt hin, das hierdurch Wert und Würde erhält. Und im Bestätigen, Befürworten und Geltenlassen gestehe ich dem anderen zu, über sich selbst bestimmen zu dürfen, und ich steigere seinen Wert bei jeder Begegnung. So ist Anerkennung strukturell intersubjektivität. Sie schließt die Freiheit beider Subjekte ein: Sie können die intersubjektive Beziehung der Anerkennung eingehen, oder sie können sie verweigern.

4. Unsichtbarkeit in der Sozialen Arbeit

Wir haben einsehen können, dass das Gegenteil von Unsichtbarkeit die Anerkennung ist und umgekehrt. Es gibt viele Situationen, in denen Menschen visuell oder sozial – oder visuell und sozial – unsichtbar werden.

4.1 Visuelle und zugleich soziale Unsichtbarkeit

Besonders augenscheinlich ist die visuelle und zugleich soziale Unsichtbarkeit im Zusammenhang mit Straffälligkeit. Warum werden Menschen in Gefängnisse eingesperrt? Die Antworten sind zahlreich. Straffällig gewordene Menschen sollen bestraft oder resozialisiert werden oder die Bevölkerung soll vor ihnen geschützt werden. Aber gerade in totalitären politischen Systemen wird offenkundig, dass der Grund darin liegt, sie vor der Gesellschaft unsichtbar zu machen. Es existiert, so gibt man vor, keine Kriminalität in „unserem Staat“. Darum ist der Grund für die Inhaftnahme das Unsichtbarmachen. In den freien, offenen Gesellschaften ist dieser Umstand wenig offenkundig. Aber auch in ihnen werden Gefängnisinsassen unsichtbar, und zwar sowohl visuell als auch sozial. Man sagt: Sie werden weg-gesperrt, ein-gesperrt. Hier werden sie entpersönlicht (*Noack 2001*, S. 312), was ja das Gegenteil von Anerkennung ist. Nach ihrer Entlassung

setzt sich die Unsichtbarkeit fort, und zwar teilweise die visuelle, denn Straffentlassene nehmen die Angebote der Gesellschaft nicht wahr, sondern bleiben in ihrer Wohnung oder schließen sich wieder der „Unter-Welt“ an, die ja unsichtbar ist. Mehr noch allerdings ist die soziale Unsichtbarkeit zu beobachten. Wer einmal straffällig geworden ist, hat wenig sozial anerkannte Freunde, und er bekommt auch nur schwer Arbeit. Dabei ist die Zahl der Straffälligen hoch. Es gibt ungefähr 760 000 Verurteilte (*Koetz 1998*, S.141 f., *Noack 2001*, S.311). Von ihnen wurden 109 000 zu Freiheitsstrafen und 14 000 zu Jugendfreiheitsstrafen verurteilt.

Verarmte, verschuldete und über lange Zeit arbeitslose Menschen verschwinden langsam in der Unsichtbarkeit. Verarmte, deren Armut dauerhaft ist (*Buhr 1995*, S.44-54), werden an den sozialen Rand gedrängt. Zu ihnen gehören heute auch die Langzeitarbeitslosen. Sie geraten immer wieder in Armutsverhältnisse, wenn sie von den Entlassungswellen durch die Unternehmen betroffen werden oder wenn sie immer arm sein werden, weil sie keine Chance mehr auf dem Arbeitsmarkt haben. Erwerbsarbeit stiftet ja Sinn, weil sie den sozialen Status und die Positionierung in der Gesellschaft prägt. Sie vermittelt Selbstwertgefühle und soziale Kontakte. Dies alles fällt bei Arbeitslosigkeit, verbunden mit Verarmung, weg (*Bäcker 1997*, S.97). Darum verschwinden die verarmten Langzeitarbeitslosen langsam in die Unsichtbarkeit, denn die Familienstrukturen lösen sich auf, die Verwandtschaftsbeziehungen sterben ab und die Mitgliedschaft in Vereinen hört mehr und mehr auf, Freizeitmöglichkeiten werden kaum noch wahrgenommen (*Klems u. a. 1992*, S.23). Indem sie sich aus dem gesellschaftlichen Leben zurückziehen, werden sie unsichtbar.

Psychisch Kranke werden in psychiatrischen Krankenhäusern „aufbewahrt“. Sie werden visuell und sozial dem Blick der Gesellschaft entzogen, zumindest solange sie Patienten sind. Sie existieren weitgehend in den ärztlichen Protokollen, die der behandelnde Arzt regelmäßig einsieht, wenn er die Patienten berät. Werden die Patienten weiter überwiesen, sieht der neue Arzt die aufgezeichnete Diagnose ein und übernimmt sie. Er nimmt nicht die Menschen wahr, sondern nur das, was das Protokoll aussagt. Dabei mutieren die Menschen zum „Fall“. Als Person sind sie unsichtbar.

Ähnlich ergeht es alkoholkranken Männern und zunehmend Frauen, die zugleich obdachlos sind. Sie mögen zwar visuell wahrnehmbar sein, aber die Menschen sehen durch sie hindurch. Besonders

typisch ist dies für die Wahrnehmung von Behinderten. Sie leiden entweder unter einer Überbehilflichkeit oder man sieht einfach durch sie hindurch.

Einwandernde und teilweise auch Aussiedelnde leben in Exklusionsverdichtungen. Es finden nämlich vielfältige Verstärkervorgänge statt, die eine Exklusionsdrift erzeugen (Fuchs; Schneider 1995, S. 208), was bedeutet, dass immer mehr Menschen nicht mehr den zivilisatorischen Standards entsprechen können und ebenso wenig den gesellschaftlich anerkannten Verhaltensmustern, Lebenszielen und Werten (Hillebrandt 2004, S. 130), sondern in Wohnvierteln mit Billigwohnungen leben. Und dieser Mangel an Inklusion wird intergenerativ weitergegeben. In solchen isolierten Wohnquartieren haben die Kinder und Enkel fast keine Erfolgsperspektiven am Arbeitsmarkt mehr. Denn hier wird die personale Exklusion zu einer intergenerativen und zu einer sozialräumlichen, zu einer Exklusionsverdichtung. Wer in diesem Sozialraum lebt, ist zumeist von der Gesellschaft ausgeschlossen (Fuchs; Schneider 1995, S. 202-224). Dies betrifft ganze Bevölkerungsgruppen, zumal wenn sie zuweilen ihr Wohnviertel nie verlassen. In diesen Exklusions-Inseln leben die Eingewanderten unsichtbar für den Rest der Bevölkerung. Erst wenn jugendliche Ausländer Barrikaden errichten, Autos anzünden oder einen „Ehrenmord“ begehen, treten sie in das Licht der Gesellschaft und werden sichtbar. Im Übrigen sind sie visuell und sozial unsichtbar.

Heime im Allgemeinen, insbesondere Kinder- und Altenheime, sorgen ebenfalls für die Unsichtbarkeit von Menschen. Kinderheime sind heute keine „Kinderbewahranstalten“ mehr. Aber immer noch leben die Kinder in den Heimen relativ isoliert von der Außenwelt. Sie werden manchmal nach wie vor „aufbewahrt“. Sie bleiben unsichtbar. Auch alte Menschen, sofern sie in Seniorenheimen leben, haben nur noch wenige Beziehungen zu anderen Personen. Während alte Menschen in der Regel noch zwischen Null und 49 Beziehungen pflegen, im Durchschnitt 10,9, haben Heimbewohnerinnen und -bewohner nur noch 4,5 Kontakte (Wagner u. a. 1996, S. 304-311). Unter ihnen sind noch einmal einige Freunde im Heim, so dass die Beziehungen nach draußen nur noch gering sind. Das bedeutet, alte Heimbewohner und -bewohnerinnen sind unsichtbar geworden.

Eine besondere Form der Unsichtbarkeit hat sich in der institutionellen Sozialen Arbeit entwickelt. Hier werden Menschen verwaltet, und zwar in Ablagen oder heute meist in Computerdateien. Der wirkliche

Mensch bleibt unsichtbar. Er wird weitgehend auf die Speicherdaten einer Maschine reduziert. Wenn der reale Mensch in der Behörde erscheint, wird seine Akte oder die Computerdatei zu Rate gezogen, und die Sachbearbeiterin sieht primär auf die Akte und erst sekundär auf die Person, die mit feststehenden Floskeln abgefertigt und die aufgrund der Unterlagen beurteilt wird. Glücklicherweise ist dies nicht immer der Fall. Aber die Gefahr besteht bei jeder Behörde, den Menschen in eine Akte und einen Fall zu verwandeln und ihn als Person unsichtbar zu machen.

4.2 Ausschließlich soziale Unsichtbarkeit

Manche Menschen bleiben visuell sichtbar, sind aber sozial unsichtbar: Man blickt durch sie hindurch. Charakteristisch dafür ist das Mobbing, bei dem die Gemobbten unsichtbar gemacht werden. Sie sind für die anderen Betriebsangehörigen „Luft“. Nur im Unsichtbaren wird über sie geredet, sind sie jedoch anwesend, schaut man durch sie hindurch, als seien sie nicht vorhanden. Es wird sozial getötet.

Ähnliches kann in der Gruppenarbeit beobachtet werden. Jede Gruppe wird grundlegend durch Status, Rolle und Positionierung strukturiert. Wenn ein Gruppenmitglied an den Rand der Gruppe gedrängt wird, es also eine Randposition einnimmt, dann wird es für die Gruppe unsichtbar, indem man es kaum noch wahrnimmt. Die Folge ist, dass diese Person die Gruppe verlässt, wodurch sie endgültig unsichtbar wird. Das Gefühl der Genugtuung der Zurückbleibenden zeigt, dass der gesamte Vorgang der Randpositionierung dazu diente, diese Person auszuschließen und unsichtbar zu machen.

Soziale Unsichtbarkeit lässt sich verallgemeinern. Zunächst ist sie ganz natürlich. Denn niemand kann jeden Mitmenschen wahrnehmen. Wenn ich beispielsweise durch die Stadt gehe, strömen Menschenmengen an mir vorbei. Ich schaue durch sie hindurch, weil mein Blick vielleicht gerade auf ein Schaufenster fällt, das meine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Oder wenn ich eine kulturelle Veranstaltung besuche, werden die einzelnen Menschen bloßes Publikum für mich bleiben. Die Aufmerksamkeit gehört der Darbietung. Wenn sich dagegen zum Beispiel bei einer Einladung die Zahl der Teilnehmenden verringert, verwandelt sich die Nichtbeachtung in Verletzung. Der Unbeachtete fühlt sich als nicht anwesend und ist verletzt.

Pierre Bourdieu hat auf die Schule als Vermittlerin von sozialer Unsichtbarkeit hingewiesen (Bourdieu; Champagne 1998, S. 527-533). Das Sekundarschul-

wesen, das eine hohe Stabilität aufweist, hat durch die frühe Selektion bereits nach der sechsten Klasse, die Kinder aus benachteiligten Schichten ausgeschlossen. Wer aber am Bildungssystem keinen Anteil mehr hat, der wird intern ausgegrenzt, das heißt sozial unsichtbar. *Bourdieu* weist vor allem darauf hin, dass die hierarchische Ordnung der Unterscheidung des Grund- und Hauptschulwesens (das die Minimalanforderungen beinhaltet) vom Gymnasialwesen die gesellschaftliche Hierarchie widerspiegelt. Denn die beiden Schulwelten erlauben oder verbieten den Zugang zu leitenden Positionen innerhalb der einzelnen Berufssparten. Wenn dagegen die Zweiteilung wie in der Gesamtschule aufgehoben wird, entsteht keine Demokratisierung der Schule, sondern es entbrennt ein harter Konkurrenzkampf zwischen den Schülern und Schülerinnen, in dem die Kinder aus benachteiligten Familien unterliegen. Weil in der Gesamtschule auch weniger begabte Kinder das Gymnasium durchlaufen, wird die alte Hierarchie durch die „Hochbegabten“ wieder hergestellt. Der Prozess der Eliminierung der Kinder aus benachteiligten Familien und Klassen aus dem Schulsystem wird nur verlangsamt, weswegen auch die Gymnasien potenziell Ausgegrenzte beherbergen. Dafür ist das Notensystem verantwortlich, das die Schülerinnen und Schüler unter einen gewaltigen Leistungsdruck setzt. Diese Selektion wird an der Universität, wo die unteren Gesellschaftsschichten nur gering vertreten sind, fortgeführt. Für die soziale Unsichtbarkeit ist also das Schulwesen in einem hohen Maße verantwortlich. Es stellt die Weichen für einen Weg der Anerkennung in der Gesellschaft oder für das langsame Versinken in die Unsichtbarkeit.

4.3 Selbstgestaltete Unsichtbarkeit

In den sozialistischen Gesellschaften machte sich die Nomenklatura hinter Mauern unsichtbar. Das Volk sollte deren luxuriösen Lebensstil nicht wahrnehmen. Nach außen zeigten sich die Führenden in Rollen, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Aber auch in den modernen westlichen Gesellschaften macht sich die elitäre Oberschicht unsichtbar, indem sie ihren hohen Lebensstandard nicht offen zeigt (Demonstrationsverzicht) und sich im Übrigen nicht auffällig kleidet. In der Demokratie soll die Gleichheit aller dem Schein nach gewahrt bleiben (*Bolte* u. a. 1968, S. 86-89, *Bourdieu* 1982).

Im privaten Bereich sind es vor allem depressiv Erkrankte, die das Bett oder zumindest die Wohnung nicht verlassen. Alleinerziehende Mütter werden durch Berufstätigkeit, Kinder und Haushalt in ihrer Alltagsroutine derart überlastet, dass sie fast keine

Beziehungen zum sozialen Netzwerk haben. Auch Arbeitslose ziehen sich, wie wir gesehen haben, in ihre kleine Privatwelt zurück. Immigranten und Aussiedler ballen sich durch die Kettenmigration in Exklusionsverdichtungen und machen sich auf diese Weise unsichtbar. Menschen, die unsichtbar gemacht werden, reagieren darauf, indem sie sich durch Rückzug selber unsichtbar machen.

Unsichtbar sind auch die „unscheinbaren“ Menschen, die so wenig von sich halten, dass sie sich unsichtbar machen. Sie sind un-schein-bar. Ihr „Schein“, ihre Sichtbarkeit, ist „un“, das bedeutet „nicht“ vorhanden, und wird auch nicht als soziale Rolle „bar“, das heißt „getragen“. Sie vermeiden, Sichtbarkeit zu repräsentieren, und verschwinden in der Menge, um nicht wahrgenommen und der Sichtbarkeit ausgeliefert zu werden.

5. Anerkennung in der Sozialen Arbeit

Was können wir dagegen tun, dass Menschen unsichtbar gemacht werden? Ich denke, dass es dafür keine Methoden gibt. Vielmehr ist es notwendig, eine Grundhaltung der Offenheit zu entwickeln. Folgendes halte ich für wichtig.

Grundlegend ist die Herzensbildung. Sie ist ganzheitlich und umfasst Denken, Fühlen, Wahrnehmen, Intuieren und Menschenfreundlichkeit. Dadurch ist sie in der Lage, zu jedem Menschen eine freundliche Beziehung einzugehen, unabhängig davon, ob diese Person arm oder reich, gesellschaftlich angesehen oder verachtet, gebildet oder ungebildet, gesund oder krank und behindert ist oder ob diese Beziehung nützlich ist oder schadet. Herzensbildung ist das eigentliche Humanum im Menschen.

Weiterhin ist es notwendig, den Mitmenschen wahrzunehmen. Dieser *Wahrnehmungsvorgang* macht ihn sichtbar, und zwar visuell. Er verwandelt einen unsichtbaren anonymen Menschen in einen wahrgenommenen mit individuellen Eigenschaften. *Dieter Wellershoff* erzählt in seiner Geschichte „Graffito“ (2005, S. 7-25) von einer Studentin, die mit einem älteren Mann, einem Kunsthändler, liiert war. Sie begleitete ihn auf seinen Geschäftsreisen und schlief mit ihm. Als sie jedoch einmal eine sein Inneres betreffende Frage stellte, reagierte er gereizt und blieb einige Tage verstimmt. Zeitgleich beobachtete sie einen jungen Studenten, der seinerseits sie ansah. Es bot sich jedoch keine Gelegenheit, sich näher kennenzulernen, es blieb bei einem kurzen Gesprächsaustausch. Da las sie am Schwarzen Brett an sichtbarer Stelle: „Meer der Gedanken an Dich! Mehr in Gedanken an Dich!“ Sie lernten sich, wie

gesagt, nie kennen. Sie blieb in der Unsichtbarkeit im bloß Sexuellen bei ihrem Kunsthändler. Aber plötzlich wurde ihr klar, dass dieser Student ihr etwas gegeben hatte, was sie sich niemals hätte träumen lassen, dass sie für ihn etwas Einzigartiges war. „Du kannst sein wie du willst“, hatte er gesagt. Er hatte an ihr etwas gesehen, was sich hinter den Eigenschaften verbarg, die normalerweise an ihr wahrgenommen wurden. Die junge Frau versank, um zu überleben, wie sie sagte, in der Unsichtbarkeit rein äußerer Verhaltensweisen. Sie war einmal wirklich wahr-genommen worden. Ein anderer Mensch hatte hinter ihre Eigenschaften geschaut, ihr Wahres geschaut. Aber das normale Leben verschlang sie wieder in die Sinnlosigkeit bloßer Rollen.

Wahrnehmen ist ein ungemein wichtiger Vorgang im Gehirn (Bauer 2002, S. 52-71). Von unseren etwa 20 Milliarden Gehirnzellen ist jede einzelne mit bis zu 10 000 Synapsen mit den anderen Zellen zu netzwerkförmigen Gruppen und schließlich zu einem hochkomplizierten Gehirnnetzwerk verbunden. Auf ihnen „feuern“ sie die Neurotransmitter ins Netzwerk hinein. Beim Wahrnehmen arbeiten viele Netzwerke von Nervenzellen zusammen. Sie sind supramodal miteinander verschalt. „Wahrnehmungen und Vorstellungen beruhen also auf synaptischen Verschaltungen von Nervenzellen zu Netzwerken“ (ebd., S. 54). Bei einer Wahrnehmung werden drei Dimensionen erzeugt:

- ▲ Elemente der äußeren Welt werden durch Netzwerkverschaltungen zu einem inneren Bild verarbeitet.
- ▲ Wahrnehmungen aus dem eigenen Organismus werden zu einem Bild von sich selbst assoziiert.
- ▲ Wichtig ist nun, dass dieses körperliche Selbstbefinden in Korrelation zu Objekten und Situationen der äußeren Welt gesetzt wird.

Weil aber die Zahl der Reize immens ist, würden die vielen Zellnetzwerke derart befeuert werden, dass nur ein unspezifisches „Rauschen“ entstehen würde. Darum ist jeder Wahrnehmungsvorgang *selektiv*. Was wird selektiert? Alles, was dem Leben im weitesten Sinn dient! Vor allem aber wird die soziale Wahrnehmung ausgewählt. Hierzu dienen die Spiegelneuronen. Wenn wir jemanden bewusst und sympathisch wahrnehmen, spiegelt sich das Bild des Gegenübers im eigenen Gehirn und wir spiegeln dessen Verhalten zurück. Diese Spiegelneuronen dienen also der Bildung eines auf zwischenmenschliche Beziehungen und Bindungen abhängigen Systems. Spiegelneuronen bilden Intersubjektivität, in der sich zwei Personen gegenseitig wahrnehmen.

Wer aber nicht in die Spiegelung aufgenommen wird, gelangt nicht in das Gehirn, er bleibt darum unsichtbar.

Nach dem Wahrnehmen folgt das *Erkennen*. Aus der Struktur des Wahrnehmens wird uns klar, dass Erkennen hinter die Maske der Eigenschaften blickt. Es ist ein Kennenlernen dessen, was das innerste Wesen des anderen betrifft. Das Problem des Erkennens ist, wie Sartre gezeigt hat (Sartre 1993, S. 142-171), dass ich in dem Maße, in dem ich dem anderen den Blick in mich erlaube und er meinen Blick in sich, wir beide unsere Freiheit verlieren, zumindest einen Teil von ihr und darum auch von uns. Darum gibt es so wenig wirkliches Erkennen zwischen Menschen, und so wenig Anerkennen. *Anerkennen*, so ergibt sich aus dem Gesagten, ist ein Kennen des anderen, das seinen Wert in Erscheinung treten lässt. Es macht das unsichtbare Wesen des anderen sichtbar. Es ist darum kein blosses Lob, sondern ein Sichtbarmachen dessen, was der andere wirklich ist, nämlich seines Wesens. Gleichzeitig lässt es seinen Wert von Akt zu Akt steigen.

In der Sozialen Arbeit ist es unsere Aufgabe, Menschen aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit hinauszuführen. Dies geht über die Stufen der Herzensbildung, des Wahrnehmens, des Erkennens hin zum Anerkennen. Es steht zu vermuten, dass Anerkennen ein wesentliches Mittel ist, Menschen zu heilen. Sie ist darüber hinaus eine zentrale Kategorie Sozialer Arbeit.

Literatur

- Bäcker, G.:** Arbeitslosigkeit und Armut – Defizite der sozialen Sicherung. In: Müller, S.; Otto, U. (Hrsg.): Armut im Sozialstaat. Gesellschaftliche Analysen und sozialpolitische Konsequenzen. Neuwied 1997, S. 95-112
- Bauer, J.:** Das Gedächtnis des Körpers. Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern. Frankfurt am Main 2002
- Bolte;** Kappe; Neidhardt: Soziale Schichtung. Opladen 1968
- Bourdieu, P.:** Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982
- Bourdieu, P.;** Champagne, P.: Die intern Ausgegrenzten. In: Bourdieu, P. (Hrsg.): Das Elend der Welt. Konstanz 1998, S. 527-533
- Buhr, P.:** Dynamik von Armut. Dauer und biographische Bedeutung von Sozialhilfebezug. Opladen 1995
- Fuchs, P.;** Schneider, D.: Das Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom. Überlegungen zur Zukunft funktionaler Differenzierung. In: Soziale Systeme 2/1995, S. 202-224
- Heidegger, M.:** Sein und Zeit. Tübingen 1993
- Hillebrandt, F.:** Soziale Ungleichheit oder Exklusion? Zur funktionalistischen Verknennung eines soziologischen Grundproblems. In: Mertens, R.; Scherr, A. (Hrsg.): Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2004, S. 119-142
- Honneth, A.:** Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität. Frankfurt am Main 2003

Klems, W. u.a.: Einstellungsverhalten von Unternehmen gegenüber Langzeitarbeitslosen – Eine Vorstudie. Gelsenkirchen 1992

Koetz, A.G.: Vom „Nutzen“ der Straffälligenhilfe. Eine gesellschaftliche und ökonomische Leistungsbilanz. In: Kawamura, G.; Helms, U. (Hrsg.): Straffälligenhilfe als Prävention? Freiburg im Breisgau 1998, S. 141-149

Mann, Th.: Königliche Hoheit. Frankfurt am Main 1989

Noack, W.: Sozialpädagogik. Ein Lehrbuch. Freiburg im Breisgau 2001

Noack, W.: Macht in der Sozialen Arbeit. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit 6/2003, S. 4-10

Sartre, J.-P.: Das Sein und das Nichts. Reinbek bei Hamburg 1993

Scheler, M.: Die Stellung des Menschen im Kosmos. München 1947 (Originalausgabe 1928)

Wagner, M. u. a.: Soziale Beziehungen alter Menschen. In: Mayer, K.U.; Baltes, P.M. (Hrsg.): Die Berliner Alterstudie. Berlin 1996, S. 301-320

Wellershoff, Dieter: Das normale Leben. Erzählungen. Köln 2005

Ein Beratungskonzept für junge Überschuldete

Aus der Praxis eines diakonischen Projektes

Thea Rau

Zusammenfassung

Überschuldungssituationen sind in der Beratung von jungen Menschen immer häufiger anzutreffen. Insbesondere in der Schuldnerberatung zeigt sich zunehmend, dass vor allem Jugendliche den Verlockungen von Werbeeinflüssen nicht widerstehen können und damit die Gefahr einer Verschuldung bereits in jungen Jahren steigt. Anfang 2006 entwickelte die Diakonie in einem Netzwerkverbund (Esslingen-Öhringen-Ulm) ein Projekt mit dem Namen CCC (Career-Computer-Cash). Ziel ist die Verbesserung der Lebenssituation von Jugendlichen, die durch Hilfestellungen zur beruflichen Eingliederung sowie eine Beratung bei bestehender Schuldenproblematik erreicht werden soll.

Abstract

More and more situations of excessive indepthness are encountered during the counselling of young people. Debtor consultations particularly reveal that young adults can hardly resist advertisement temptations and therefore increasingly are in danger of excessive indepthness. Beginning of 2006 the Diakonie developed a network called CCC (Career-Computer-Cash) aiming to improve the life situation of young adults. They offer help in job situations under the condition that the debtor accepts counselling. Coaching is offered which intends to stabilize the young adults in possibly every life situation.

Schlüsselwörter

Schuldnerberatung – Jugendlicher – Konzeption – Projektbeschreibung – Coaching

Ausgangssituation

Verschuldungs- und Überschuldungssituationen betreffen in Zeiten ansteigender Lebenshaltungskosten, wachsender Arbeitslosigkeit und gleichzeitigem Abbau sozialer Leistungen eine immer größer werdende Zahl von Menschen. Darüber hinaus steigert die wachsende Konsumverführung durch Medien und Werbung, der nicht adäquat begegnet werden kann, das Risiko einer finanziellen Belastung.

In den unterschiedlichen Beratungsdiensten innerhalb der Diakonie, insbesondere aber in der Schuldnerberatung zeigt sich zunehmend, dass vor allem Jugendliche und junge Erwachsene Verlockungen und Gefahren von Werbeeinflüssen ausgesetzt sind

und durch werbungsgesteuerte Konsumbedürfnisse zum Kauf verleitet werden. Häufig führt dies zu einem leichtfertigen Kaufverhalten, verbunden mit einem erhöhten Verschuldungsrisiko, welches alters- und entwicklungsgemäß von den jungen Konsumierenden in allen Konsequenzen und in seinen weitreichenden Folgen nicht erfasst werden kann. Insbesondere bei Jugendlichen, die eine Berufsausbildung beginnen und damit erstmals über größere finanzielle Eigenmittel verfügen, zeigt sich die Gefahr einer Erstverschuldung. Einer Befragung zufolge wird im Schuldenkompass 2005 eine monatliche Finanzkraft 18 bis 24-jähriger Frauen in Höhe von 301 bis 755 Euro (Stand 2002) angegeben, die von männlichen jungen Erwachsenen liegt mit 321 bis 852 Euro knapp darüber (SCHUFA 2005, S. 164). Die Statistik gibt an, dass im Durchschnitt mit 20 Jahren 428 Euro im Monat ausgegeben werden; mit 24 Jahren sind es bereits durchschnittlich 645 Euro (ebd.). In dieser Altersspanne wachsen die persönlichen Bedürfnisse sukzessive und der Erwerb von materiellen Gütern nimmt nachweislich zu. Häufig können junge Menschen jedoch mit dem tatsächlich zur Verfügung stehenden Geld ihre Ausgaben nicht decken.

Das Handy als bedeutendste Schuldenfalle

Befragt man die Jugendlichen nach der Art der erhöhten Ausgaben, so steht vor allem die Nutzung neuer Informationstechnologien im Mittelpunkt. Zu einer Ver- beziehungsweise Überschuldung führt beispielsweise das Handy, wenn zum einen eine unkontrollierte Nutzung erfolgt und zum anderen das Mobiltelefon durch seine Funktion als symbolträchtiger Konsumartikel zu einem unbedachten Erwerb verleitet. Durchschnittlich haben jugendliche Handynutzende bereits erkleckliche monatliche Kosten, die häufig nicht mehr beglichen werden können. In einer Aufstellung von 2004 durch die GP Forschungsgruppe (Institut für Grundlagen und Programmforschung München) gehen 76 Prozent der Forderungen an jugendliche Schuldner und Schuldnerinnen von Telefongesellschaften aus. Damit ist die Hauptursache für eine Verschuldung deutlich festgelegt (SCHUFA 2005, S. 165). Entstehen für die Ausgaben Finanzierungslücken, werden die jungen Konsumierenden durch die Werbung der Banken angeregt, die Ansprüche über eine Kreditaufnahme zu finanzieren und sie mit einer monatlichen Ratenzahlung zu begleichen. Schnell geht hier die Finanzübersicht verloren – die Konsumlust führt zur Schuldenlast.

Projektarbeit zu den Themen „Geld“ und „berufliche Integration“

Das über den Europäischen Sozialfonds und mit Mitteln des Diakonischen Werkes Württemberg geför-

derte Netzwerk-Projekt der Diakonie mit den aussagekräftigen Initialen CCC (Carrer-Computer-Cash) startete Anfang 2006 mit einem Hilfeangebot für Jugendliche und junge Erwachsene. Im Hinblick auf die Schuldenberatung wurde ein eigenes Beratungskonzept entwickelt, welches auch bei jungen Menschen Akzeptanz findet. Thematisiert werden in der Betreuung alle in den drei „C“ zusammengefassten Bereiche: Career (Berufsorientierung) Computer (berufliches Basiswissen) und Cash (Finanzkompetenz). Eine berufliche Orientierung und Eingliederung wird als Basis für die Schaffung von Lebensperspektive erkannt; die Schulung von fachlichem Wissen im Bereich der Informationstechnologien dient als Grundvoraussetzung im Wettbewerb um einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz; die Entschuldung schafft den Freiraum für neue Erfahrungen und trägt zur Stabilisierung der Lebenszusammenhänge bei. An insgesamt drei Standorten in Ulm (Diakonieverband Ulm/Alb-Donau), in Esslingen (Kreisdiakonieverband im Landkreis Esslingen) und in Öhringen (Kreisdiakoniestelle/Diakonische Bezirksstellen im Hohenlohekreis), sind sieben Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in der Schuldenprävention und in der Beratung von Jugendlichen tätig.

Schuldenprävention und berufliche Eingliederung

Ein Hauptziel des Projektes ist es, Jugendliche und junge Erwachsene in ihrem Umgang mit Geld zu beraten. Es kann sich dabei um allgemeine hauswirtschaftliche Tipps handeln, um in der eigenen Wohnung durch Informationen über den kontrollierten Verbrauch Heiz- und Stromkosten zu sparen. Ferner um Kenntnisse zur Tarifiercherche im Internet, um die Ausgaben für das kostenintensive Handy zu reduzieren. In vielen Beratungsfällen liegt jedoch bereits eine Verschuldung vor, sodass sich zwingend die Notwendigkeit ergibt, regulierend einzugreifen.

Parallel zur Schuldnerberatung wird versucht, die Integration auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu erreichen. Sind bereits Schulden entstanden, ist ein Arbeitsverhältnis notwendig, um Zahlungen tätigen zu können. Auch ein Ausbildungsplatz kann einen Beitrag dazu leisten, angemessene Konsumwünsche zu befriedigen oder Schulden mit Lohnleistungen zu decken. So lassen sich die beiden Bereiche eng miteinander verknüpfen und in ein Bedingungsgefüge stellen.

Coaching im Bereich „Schulden“

Mit 19 Jahren bereits überschuldet zu sein und keinerlei Rücklagen zu haben, ist mitunter ein „unverkennbarer“ Indikator für ein Scheitern in vielen Le-

bensbereichen. Nicht nur die Geldproblematik spitzt sich zu: Vermehrt treten familiäre Probleme auf und häufig zerbricht eine Partnerschaft, da die finanziellen Belastungen die noch junge Beziehung auf eine harte Probe stellt. Resignation, die sich mitunter durch Negieren der Situation zeigt und beispielsweise das Nichtöffnen der Briefe von Gläubigern zur Folge hat, lässt gewöhnlich wenig Spielraum, um die Lage produktiv zu bearbeiten. Verständnisschwierigkeiten beim Lesen einer Forderung oder eines Mahnbescheides tun ihr Übriges. Oft schieben die jungen Menschen den Besuch einer Schuldnerberatungsstelle hinaus. Häufig ist daher das Aufsuchen kompetenter Fachkräfte ein letzter Hilferuf, der den präventiven Bereich weit überschreitet.

An erster Stelle der Beratung steht die umfassende Bearbeitung von Schuldenfällen. Neben der Budgetierung des Einkommens nimmt das Projekt zudem die Lebensbereiche in den Blick, die eine stabile Basis für ein eigenverantwortliches und selbstbestimmtes Handeln bilden. CCC gewährleistet damit Hilfestellungen, welche sich unmittelbar am Bedarf der Jugendlichen orientieren. Dies erfordert ein Beratungskonzept, welches eigens für die Zielgruppe entwickelt ist und die Bereiche berücksichtigt, deren Stabilisierung eine Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Entschuldung bildet.

Praktische Arbeit mit der Zielgruppe

Die Erfahrung zeigt, dass der Übergang von der Schule in das Arbeitsleben insbesondere für junge Menschen mit finanzieller Benachteiligung häufig mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Einerseits muss der „Sprung“ in die Berufswelt gelingen, andererseits sind zahlreiche entwicklungsbedingte Veränderungen zu bewältigen, die häufig hemmend auf eine zielgerichtete Aktivität wirken. Die Betreuung fokussiert daher zunächst die persönlichen und sozialen Probleme im Kontext der Lebens-, Bildungs- und Erwerbsbiographie, um zu analysieren und Handlungsstrategien zu entwickeln. Das Ziel ist, Qualifikationen und Kompetenzen zu erwerben, die für die Integration auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt notwendig sind. Eine spezifische, individuell ansetzende Beratung und Betreuung wird an niederschwellige Qualifizierung in Form von Schulungsprogrammen gekoppelt. Hierzu wird ein individuelles Kompetenztraining angeboten oder einige wenige Jugendliche und junge Erwachsene mit ähnlicher Problematik werden zu Gruppen zusammengefasst und gemeinsam betreut.

Im Hinblick auf eine berufliche Eingliederung gilt es, die individuellen Voraussetzungen, Neigungen und

Fähigkeiten der Jugendlichen zu prüfen und Hilfestellungen unter anderem in Form von Informationen, Beratungen und Praktikumsbegleitung/-vermittlung zu leisten. Zunächst werden die Jugendlichen in einem Gespräch über Berufswünsche und individuelle Voraussetzungen für die Aufnahme einer Ausbildung beziehungsweise für die Vermittlung in Arbeit befragt. Ein Augenmerk richtet sich auf die Aufdeckung möglicher Problemfelder im persönlichen Umfeld, die in vielen Fällen bereits in einem engen Zusammenhang mit schlechten schulischen Leistungen stehen und damit eine berufliche Eingliederung bislang verhindert haben. Über die Vermittlung beruflicher Perspektive im Einzelgespräch findet ein Beziehungsaufbau statt, welcher die Basis für die Thematisierung der Schuldenproblematik bildet.

Über Geld spricht man!

Häufig sind die jungen Erwachsenen erleichtert, kompetente Ansprechpartner und -partnerinnen vorzufinden, die die Lebensplanung in die Hand nehmen. Wichtig ist es, gemeinsam Lebensziele zu entwickeln, zu begleiten und durch Verantwortungsübernahme zu entlasten. Im Unterschied zu erwachsenen Verschuldeten müssen bei jungen Erwachsenen und Jugendlichen die Verhandlungen mit den Gläubigern zunächst oft gänzlich übernommen werden. Die psychische Belastung der finanziellen Forderungen wirkt auf das persönliche Wohlbefinden und behindert die Aktivitäten, welche für eine berufliche Eingliederung notwendig sind. Zu viel Kraft müsste aufgewendet werden, um in Kürze die Kompetenz für selbstständige Verhandlungen zu erwerben. Daher werden wichtige Bezugspersonen sowie Einrichtungen, bei denen vor Beratungsbeginn bereits um Hilfe angefragt wurde, unterstützend in die Beratung einbezogen. So können soziale, aber auch professionelle Ressourcen innerhalb der Intervention genutzt werden und es entsteht ein ganzheitliches Bild der Problemlage. Im Einzelnen werden sowohl Erziehungsberechtigte, Lehrerinnen und Lehrer, Berufsberatende als auch Berufskammern und Betriebe angesprochen. Auf psychosozialer Ebene sind es Mitarbeitende des Jugend- und Sozialamtes sowie Kolleginnen und Kollegen in sogenannten „berufsvorbereitenden Maßnahmen“ und in anderen Beratungsstellen.

Coaching als konzeptionelle Grundlage für Beratung

Die Methodik der Beratung greift das „C“ der Projektinitialien nicht nur für die genannte inhaltliche Verknüpfung des Projektes auf, sondern beschreibt gleichsam die Beratungsmethodik. „C“ steht auch

für Coaching – ein ursprünglich aus der Welt des Sportes stammender und inzwischen ebenfalls in beruflicher Hinsicht fest implementierter Begriff, welcher nun auch Verwendung in der Schuldnerberatung findet. Ganz allgemein beschrieben, benötigen Menschen einen Coach, um ihrem Leben eine Richtung zu geben und zu einem Gleichgewicht zu finden. Coaching muss die Unterstützung bieten, die in der komplexen Lebenswelt gefragt ist und hilft, selbstständig zu werden und eigene Entscheidungen verantwortungsvoll zu treffen.

Der Grundgedanke des Konzeptes ist, dass junge Erwachsene generell wissen, welchen Weg sie einschlagen möchten. Lediglich in der Umsetzbarkeit der Überlegungen ergeben sich Schwierigkeiten. Mitunter hilft Coaching, die eigenen individuellen Ressourcen optimal zu nutzen, auszubauen und unter Beachtung von Freiheiten, Rechten und Pflichten zu erweitern. Coaching beschreibt in diesem Zusammenhang das methodische Herangehen, welches es ermöglicht, junge Menschen in ihrer Entwicklung intensiv und individuell zu begleiten. Grundlage bildet das Wissen um Unsicherheiten und Gefährdungen, die im Jugendalter entwicklungsbedingt auftreten und eine Beratung, Begleitung, gegebenenfalls auch Direktive voraussetzen. Inhaltlich spielt die Entwicklung von Strategien zur Problembewältigung, Stärkung von Selbstbewusstsein, Planung und zum Zeitmanagement eine Rolle. Im Hinblick auf die Verschuldungssituation geht es nicht darum, mit erhobenem Zeigefinger Angst, Druck und Resignation zu verstärken, sondern um eine sachliche Analyse der Situation. Durch Coaching erleben junge Erwachsene ihre Fähigkeiten, Kompetenzen, Potenziale und ihren Mut, sie lernen eigene Lösungen zu finden, entdecken ihre Kreativität, entwickeln neue Perspektiven und gewinnen damit an Lebensfreude und Selbstvertrauen. Coaching ist somit ein individueller, ein interaktiver, personenzentrierter Beratungs- und Betreuungsansatz, der auch das gesamte Lebensumfeld miteinschließt.

Grundlage der Beratung ist eine auf Vertrauen basierende, persönliche Beziehung. Zu Beginn wird ein Kontrakt erarbeitet, welcher Ziele festlegt und den Rahmen für das Coaching steuert. Der Coach und die gecoachte Person sind gleichberechtigte Partner, die auf einer freiwilligen Basis eine Zusammenarbeit für einen begrenzten zeitlichen Rahmen vereinbaren. Der Coach arbeitet im Rahmen zuvor vereinbarter „Spielregeln“, die mit den Betroffenen fortwährend abgestimmt werden. Auch in der beruflichen Orientierung erhält der Coach die Funktion, den Klienten oder die Klientin zu begleiten und die Steuerung für

den Bewerbungsprozess zu übernehmen. Er behält gewissermaßen den Überblick, um nach einem gelungenen Coaching, überflüssig geworden, den Betreuten selbstständiges Handeln zu überlassen.

Der Bedarf fordert neue Ansätze

Mit der Ansprache einer stets wachsenden Zielgruppe eröffnet sich damit ein neues Feld sozialarbeiterischen Handelns. Die schwierige Aufgabe, die persönliche Zukunft der Jugendlichen in finanzieller und beruflicher Hinsicht zu sichern, verlangt ausdrücklich, auf die Bedürfnisse der Beratungssuchenden einzugehen. Ideell, aber auch ganz konkret – indem eine Kündigung des Vermieters verhindert, für das Bezahlen der Handygebühren gesorgt und eine Perspektive für einen Neustart ohne belastende Geldsorgen geschaffen wird. Der Berater und die Beraterin müssen sich daher in flexibler Weise an die Anliegen der Klientel anpassen und über die gängigen Problemfelder im Jugendalter gut informiert sein. Hierzu zählt auch das fachliche Wissen rund um das Thema „Handy“. Dem eventuellen Wissensvorsprung der Jugendlichen bezüglich der technischen Raffinessen eines Mobiltelefons kann der Berater oder die Beraterin beispielsweise Kenntnisse über eine kostensparende Nutzung entgegensetzen. Zudem ist ein außergewöhnliches Engagement gefragt, um die Kontrolle über die Prozesse in ihrer Komplexität steuern zu können und vorerst wenig auf die Eigenverantwortung der Klientel angewiesen zu sein. Diese ist oftmals mit einem Anruf beim Gläubiger überfordert, Missverständnisse entstehen und die Angst vor den Folgen verschlimmert den bereits entstandenen Schaden.

„Wir arbeiten gemeinsam und ziehen an einem Strang – du hast eine Zukunft, ich setze mich für dich ein“ sind Formulierungen, die in der praktischen Arbeit Anwendung finden. Der Coach greift gezielt die Problemlage auf, sortiert, plant, legt schrittweise das Vorgehen fest. Die Jugendlichen werden über den Ablauf mit Prozesscharakter laufend informiert; in regelmäßigen Abständen sind sie reportpflichtig. Verdeutlicht wird zudem, dass jede sozialarbeiterische Leistung eine Gegenleistung fordert. Dem jungen Menschen muss klar sein, dass Hilfestellungen auf professioneller Basis immer auch eine Forderung nach sich ziehen. Konkret lautet diese: aktive Mitarbeit und Ehrlichkeit. Sind die Grundvoraussetzungen gegeben, wird die Situation mit den Jugendlichen mithilfe eines Kreisdiagramms visualisiert. Ausgehend von der persönlichen Lebenslage der jungen Erwachsenen werden Abhängigkeiten dargestellt und in einem zweiten Schritt die Gläubiger in das Schaubild einbezogen. So gelingt die Gestal-

tung einer Übersicht sowohl über Ressourcen, beispielsweise in Form von psychischer Unterstützung durch den Lebenspartner oder die Familie, als auch über Abhängigkeiten, die sich aus den Forderungen der Gläubiger ergeben. „Wer kann mir bei meinen Problemen behilflich sein, welche Menschen beziehe ich in die Schwierigkeiten mit ein?“ Hier zeigt sich sehr schnell, welchen Umkreis der Sozialarbeiter oder die Sozialarbeiterin in die Intervention mit einplanen muss, welche Hemmnisse sich ergeben, welche Faktoren den Beratungsprozess erschweren. Das „Unternehmen Lebensplanung“ wird schriftlich festgehalten. Der Vergleich mit einem Unternehmer, der anpackt, wenn der Firma die Insolvenz droht, dient als anschauliches Beispiel für das Vorgehen in der Beratungspraxis. „Sanierung“ birgt die Hoffnung auf Zukunft. So gelingt es, Jugendliche als „Manager ihres Unternehmens Leben“ zu motivieren. Alle relevanten Informationen werden in einem Aufgabenheft notiert, welches zu den Beratungsterminen mitgeführt wird und den Verlauf der Betreuung dokumentiert.

In der Schuldnerberatungspraxis gängige Ratenpläne werden in gemeinschaftlicher Arbeit erstellt und der Schriftverkehr mit den Gläubigern wird in Absprache mit dem Klienten oder der Klientin übernommen. Schwierig wird die Arbeit dann, wenn die Schuldbeträge bereits an Inkassobüros abgetreten wurden und die rechtlich häufig umstrittenen Gebühren den Schuldenberg anwachsen lassen. Durch wiederholte schriftliche oder telefonische Mahnung wird der Schuldner zur Zahlung genötigt. Mit Hilfe des Gerichtsvollziehers wird dann versucht, durch Zwangsvollstreckung eine Pfändung herbeizuführen. In einigen Fällen werden die angebotenen Ratenzahlungen durch das Unternehmen als zu gering empfunden und der Druck auf den Schuldner wird massiv erhöht.

Coaching erweist sich hier als psychosozial stabilisierende Methodik: Fortlaufend werden die Betroffenen in ihren Zielvorgaben bestärkt: „Du kannst Deine Ziele erreichen.“ (Fähigkeit und Zutrauen in die eigene Kompetenz) und „Du verdienst es, sie zu erreichen.“ (Wertschätzung und Selbstwert). Für die Zielerreichung wird hart gearbeitet: Anstellung zu Billiglohnstarifen, Mithilfe im elterlichen Haushalt, Dienstleistungen bei Freunden. Die Durststrecke muss überwunden werden und wird während der Beratungspraxis thematisiert. Das erfordert viel Engagement durch den Coach und ein fortwährendes Motivieren zur Weiterarbeit. Leichter wäre es, einfach aufzugeben und sich von monetären Forderungen „erdücken“ zu lassen. Der Stolz über das

konsequente Durchhalten und das „Honorar“ für die eigene gezeigte Leistung können gar nicht ausreichend betont werden. Auch das Lebensumfeld wird daher auf die Leistung hingewiesen – der Zusammenhalt und ein Zugehörigkeitsgefühl werden durch den Coach mittels Gesprächen mit Personen aus dem Lebensumfeld gestärkt.

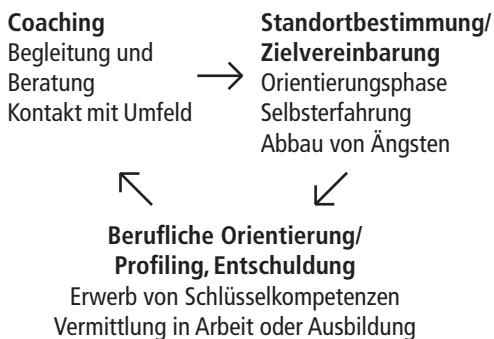
Neben den Verhandlungen zur Abwicklung von Ratenzahlungen, Stundungs- und Vergleichsangeboten ist es auch Aufgabe der Beratung, die Rechtmäßigkeit der Gebühren zu prüfen. In Einzelfällen muss hier flankierend auf die Hilfe eines Rechtsanwaltes zurückgegriffen werden. Ein Entschuldungs-Management zu führen kostet Kraft, es fordert die Klientel bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit – Entschuldungsmanagement ist jedoch auch ein Lernfeld, das für die berufliche Eingliederung nutzbar gemacht werden kann. Mit jedem Schreiben, mit jedem Telefonat wird mehr Selbstständigkeit erlernt und es werden zudem Erfahrungen für die eigene berufliche Integration gesammelt.

Die verschuldeten Jugendlichen, die auf dem Weg ins Berufsleben sind, haben überwiegend Schwierigkeiten damit, ihre eigenen Stärken und Chancen zu erkennen und gezielt einzusetzen. Die Vielfalt der Möglichkeiten in Form von Berufsbildern, Arbeitsmodellen und Qualifizierungswegen macht es schwierig, den Überblick zu behalten und zielgerichtet vorzugehen. Die Erstellung von Bewerbungsunterlagen, das Üben von Vorstellungsgesprächen, telefonische Anfragen und Internetrecherchen gleichen inhaltlich zwar kaum den für eine Entschuldung notwendigen Tätigkeiten. Wesentlich sind jedoch die Form des Herangehens, das Aktivwerden und die strategische Planung eines Vorhabens.

Erfolge in der Projektarbeit

Unsere Dienstleistung ist keine Berufsberatung wie

Zirkulärer Prozess der Beratung



die der Agentur für Arbeit, keine Stellenbörse oder Therapie. Letztlich ist die Intention, die wir verfolgen, den Jugendlichen Perspektiven zu vermitteln und sie eine kurze Strecke ihres Lebens zu begleiten. Wir bieten Hilfestellungen und arbeiten daran, die Eigenverantwortlichkeit und das Selbstbewusstsein zu stärken. Wir starten das Coaching gewöhnlich mit der Erarbeitung eines Persönlichkeitsprofils durch Gespräche über die eigenen Einstellungen, Haltungen, Wünsche, Ziele, Ideen, Gefühle und Konflikte. Wir enden erfolgreich mit der Zielerreichung, im besten Fall mit einem Ausbildungs- oder Arbeitsplatz und mit der Schuldenfreiheit.

Insgesamt wurden im vergangenen Jahr 105 junge Menschen im Alter bis 25 Jahre individuell betreut, rund 55 Prozent davon waren Frauen. Bei rund der Hälfte der Betroffenen war die berufliche Integration aufgrund eigener oder familiärer finanzieller Belastungen bisher nicht möglich. Eigene Schulden hatten rund 72 Prozent der jungen Frauen und 82 Prozent der jungen Männer im Projekt. Gut 25 Prozent von ihnen waren bis 18 Jahre alt. Dabei lag die Schuldenbelastung bei rund 27 Prozent der jungen Menschen unter 500 Euro, bei 19 Prozent zwischen 500 und 1 000 Euro und bei rund 20 Prozent zwischen 1 000 und 2 500 Euro. Ebenfalls 20 Prozent hatten Schulden zwischen 2 500 und 5 000 Euro, zehn Prozent zwischen 5 000 und 10 000 und vier Prozent über 10 000 Euro.

Rund 43 Prozent der jungen Frauen und Männer, die das Projekt zu vermitteln versucht (insgesamt waren es 75 Aufnahmen im vergangenen Jahr), begannen eine Berufsausbildung auf dem ersten Arbeitsmarkt. 31 Prozent nahmen eine Beschäftigung auf und 25 Prozent konnten in eine weiterführende Schule oder in ein berufsvorbereitendes Qualifizierungsangebot eingegliedert werden. Lediglich ein Teilnehmer beendete die Betreuung ohne eine Perspektive für die berufliche Integration.

„Was hat das Projekt dir gebracht?“, fragte ich einen Klienten am Ende des Beratungsverlaufes. „Ich bin erwachsen geworden und ich weiß, was es heißt, hart zu arbeiten und durchzuhalten.“

Literatur

SCHUFA Holding AG (Hrsg.): Schuldenkompass 2005. Empirische Indikatoren der privaten Ver- und Überschuldung in Deutschland. Wiesbaden 2005

Rauchen am Arbeitsplatz

Andrea Sebald; Barbara Bojack

Zusammenfassung

Der Artikel beschreibt zunächst die Entwicklung des Rauchens von seinen Anfängen als kultthafte oder rituelle Handlung bei besonderen Gelegenheiten bis zum gegenwärtig selbstverständlichen, regelmäßigen, täglichen Genuss. Dabei wird deutlich, dass Rauchen keineswegs harmlos ist, sondern Sucht- und Krankheitspotenzial beinhaltet. Die Frage, ob Rauchende von ihrem Tun abgebracht oder „lediglich“ Nichtraucher geschützt werden sollen, wird momentan vonseiten der gesetzgebenden Politikerinnen und Politiker mit einem gewissen Schutz der Nichtraucher und der Separierung der Rauchenden beantwortet. Die Eigenverantwortlichkeit und die Verantwortung gegenüber den Mitmenschen sollten aber stärker in den Mittelpunkt gerückt werden.

Abstract

First, this article describes smoking from its beginnings when it was used as a cult or ritual act done at special occasions until today where it is regarded as a normal, regular, daily delight. Here it also becomes obvious that smoking is by no means harmless but that it involves an addiction and illness potential. The question whether smokers should be prevented from their doing or whether non-smokers should „merely“ be protected is something that, at the moment, is answered by legislative politicians by favouring a certain protection of non-smokers and by separating smokers from them, while they could more vigorously call upon them to assume self-responsibility and responsibility towards their environment.

Schlüsselwörter

Arbeitsplatz – Rauchen – Typologie – Werbung – Sucht – Krankheit – Arbeitnehmerschutz

1. Einleitung

Der Tabakkonsum ist weltweit verbreitet, doch das Image der Rauchenden verschlechtert sich seit einiger Zeit deutlich. Die wachsende Zahl der Nichtraucher übt immer stärkeren sozialen Druck aus, um das Rauchen aus vielen Bereichen des öffentlichen Lebens zu verbannen. Durch Tabaksteuerrhöhung, Warnhinweise auf Zigarettenschachteln, rauchfreie Bahnhöfe, Züge und Flugzeuge wurde das Raucherleben so erschwert wie nie zuvor. Die schweren Erkrankungen, wie beispielsweise Herz-

Gefäß-Krankheiten, Raucherbein oder Lungenkrebs, die durch das Rauchen verursacht werden, sind bekannt. Dennoch rauchten in Deutschland im Jahr 2000 rund ein Drittel der Bevölkerung im Alter von 18 bis 59 Jahren, Männer häufiger als Frauen. Den höchsten Anteil der Tabakkonsumierenden findet man in der Gruppe der 30- bis 40-Jährigen. Der überwiegende Teil der Rauchenden bleibt lebenslang tabakabhängig und beginnt bereits zwischen dem 12. und 15. Lebensjahr mit dem regelmäßigen Konsum (*Landeszentrale für Gesundheit in Bayern e. V.* 2004, S. 1). Besonders besorgniserregend ist, dass die Raucherquote bei Kindern und Jugendlichen noch höher liegt, mit steigender Tendenz. Das Institut für Demoskopie Allensbach hat herausgefunden, dass die Zahl der rauchenden Jugendlichen zwischen 16 und 29 Jahren von 1996 bis 2003 von 40 auf 45 Prozent und bei den 14- bis 15-Jährigen von 13 auf 19 Prozent gestiegen ist (<http://www.ifd-allensbach.de/main.php3?selection=4&source=Seiten/Abericht.html>).

In Deutschland hängt das Rauchverhalten eng mit dem sozialen Status zusammen. Hohe Raucheranteile gibt es vor allem bei Personen mit geringer Bildung, geringem Einkommen und niedrigerer beruflicher Qualifikation sowie bei Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängenden. 48 Prozent der Männer und 40 Prozent der Frauen mit Hauptschulabschluss rauchen, hingegen nur 25 Prozent der Männer und 20 Prozent der Frauen mit Hochschulabschluss. Männer in einfachen manuellen Berufen und Frauen in einfachen Dienstleistungsberufen rauchen am häufigsten (bis zu 50 Prozent), Gymnasiallehrer, Hochschullehrerinnen und -lehrer sowie Ärzte und Ärztinnen am seltensten (15 Prozent). Weiter lässt sich feststellen, dass der Raucheranteil mit steigendem verfügbarem Einkommen sinkt. Insgesamt liegt der Raucheranteil in der Unterschicht bei 37 Prozent, in der Mittelschicht bei 33 Prozent und in der Oberschicht bei 28 Prozent (http://www.tabakkontrolle.de/pdf/Factsheet_Rauchen_und_soziale_Ungleichheit.pdf).

Allein in Deutschland sterben jährlich weit über 100 000 Menschen an den Folgen des Tabakkonsums. Die Hälfte von ihnen erreicht nicht einmal das 70. Lebensjahr. Das bedeutet, dass etwa 300 Todesfälle pro Tag ursächlich auf das Rauchen zurückzuführen sind (*Deutsches Krebsforschungszentrum* 2005, S. 5). Kämen täglich 300 Menschen durch Flugzeugabstürze oder Zugunglücke ums Leben, würden die Sicherheitsmaßnahmen umgehend erhöht und die Verursachenden zur Verantwortung gezogen werden. Die Zahlen verdeutlichen, dass in Deutschland mehr Menschen an den Folgen von

Tabakkonsum sterben als durch Alkohol, illegale Drogen, Verkehrsunfälle, Morde und Selbstmorde zusammen.

2. Geschichte des Rauchens

Die Ursprünge des Rauchens lassen sich nicht genau ermitteln. Wahrscheinlich stellten Menschen bereits in grauer Vorzeit fest, dass das Inhalieren von Rauch bestimmter Pflanzen anregend, narkotisierend und bewusstseinsverändernd wirkt. Rauchen diente zu Kultzwecken, um Kontakt mit Göttern, Geistern und Dämonen aufzunehmen. Gebräuchlich waren vor allem Bilsenkraut, Haschisch und Opium. Sicher ist, dass das Tabakrauchen in Nordamerika begann, wo die Tabakpflanze heimisch ist. Die Indianer rauchten die Friedenspfeife, um Freundschaften und Friedensabkommen zu bekräftigen oder Kriegszüge zu beschließen (*Leibold* 1998, S. 12 f.)

Die Verbreitung steht eng in Verbindung mit der Entdeckung des amerikanischen Kontinents. Der englische Seefahrer *Sir Walter Raleigh* (1552-1618) führte den Tabak ein, als er in seine Heimat zurückkehrte. In England fand das Rauchen rasch Anhänger, aber auch erbitterte Gegner. Der französische Diplomat *Jean Nicot* sandte Tabakpflanzen nach Frankreich, wo 1620 in der Nähe von Straßburg die erste Tabakplantage Europas entstand. *Nicot* empfahl Tabak als Medizin und machte Rauchen damit populär. Nach ihm wurde das Pflanzengift benannt, das die Wirkung der Zigarette ausmacht: Nikotin (*Carewicz* 2004, S. 12 f.). Das Vorbild für die heute verwendete Zigarette stammt vermutlich aus der Türkei und Russland. Während des Krimkriegs (1853-1856) sahen englische und französische Soldaten, wie Türken und Russen den Tabak in Papier wickelten, da sie sich keine teuren Pfeifen leisten konnten. Nachdem die Soldaten die Zigarette in Frankreich und England eingeführt hatten, erkannte die Industrie schnell ihre Chance. Maschinen wurden hergestellt, um große Mengen dieser Rauchwaren relativ preiswert zu produzieren (*Leibold* 1998, S. 14).

3. Typologie

▲ Die Genussrauchernde

Diese Menschen haben eine positive Einstellung zum Rauchen. Für sie ist es ein Ritual, sie brauchen keine Zigarette, sie gönnen sie sich. Genussraucher und -raucherinnen brauchen das Rauchen zur Steigerung ihrer Lebensqualität. Zum Aufhören benötigen sie daher einen Genussausgleich.

▲ Die Stressrauchernden

Sie rauchen vor allem, wenn Schwierigkeiten oder Konflikte auftauchen. Ob Termindruck, Stress mit Partnern oder Prüfungsangst, mit der Zigarette hat

dieser Typ das Gefühl, Angst, Spannung und innere Unruhe abzubauen, er hält mit Zigaretten seine Gemütslage in Balance.

▲ *Die Suchtrauchenden*

Sie wissen eigentlich, dass es schädlich ist, zu rauchen, können es aber dennoch nicht lassen. Bei jeder Gelegenheit wird eine Zigarette angezündet. Die Abhängigkeit wird als schicksalhaft hingenommen. Beim Aufhören muss dieser Rauchertyp mit schweren körperlichen Entzugsserscheinungen rechnen.

▲ *Die Gelegenheitsrauchenden*

Es gibt Tage, an denen sie gar keine Zigarette benötigen. Hin und wieder rauchen sie in Gesellschaft mit, verspüren allerdings keine Entzugssymptome, wenn sie nicht rauchen. Daher fehlt ihnen der Grund, völlig mit dem Rauchen aufzuhören. Der Weg vom gelegentlichen zum gewohnheitsmäßigen Rauchen ist jedoch kürzer als sie denken.

▲ *Die Figurbewussten*

Sie nutzen die Zigarette, um ihr Gewicht zu halten oder zu senken. Der Glimmstängel dient als Ersatz für Mahlzeiten. Schreckgeschichten von Ex-Rauchenden, die stark zugenommen haben, lassen diesen Rauchertyp erst gar nicht ans Aufhören denken (Carewicz 2004, S. 65 f.).

4. Passives Rauchen

Lediglich ein Viertel des „blauen Dunstes“ wird von Rauchern und Raucherinnen selbst aufgenommen (Hauptstromrauch). Der Rest, der sogenannte, die Umgebung belastende Nebenstromrauch, beinhaltet 50 Prozent mehr karzinogene und toxische Stoffe als der eingeatmete Rauch. Die akuten Auswirkungen beim Aufenthalt in einem rauchigen Raum sind Augenbrennen, rauer Hals, Kopfschmerzen oder Müdigkeit. Diese vergehen aber, sobald die Luft wieder gereinigt ist. Eine regelmäßige Aufnahme von Tabakrauch über einen längeren Zeitraum, beispielsweise durch Arbeitskollegen oder -kolleginnen, erhöht mit großer Sicherheit das Risiko für Lungenkrebs oder Herzinfarkt. Besonders für Allergiker oder Asthmatiker stellt das Passivrauchen ein erhöhtes Risiko zur Verschlimmerung ihrer Krankheit dar. Für Kinder ist das Passivrauchen mit einem erhöhten Risiko für plötzlichen Kindstod, Atemwegserkrankungen, Asthma, Mittelohrinfektionen und Allergien verbunden (Bundeszentrale 2000, S.18).

5. Einfluss der Werbung

Ob die Werbung Einfluss auf den Tabakkonsum hat, ist ein umstrittenes Thema. Zum einen haben Umfragen ergeben, dass gerade jugendliche Rauchende der Tabakwerbung gegenüber sehr positiv eingestellt sind. Wissenschaftliche Arbeiten machten

deutlich, dass ein Verbot der Werbung für Tabakwaren in Deutschland ein Absenken der Raucherzahl um sieben Prozent ergeben würde. Manche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind der Meinung, dass der Einfluss der Tabakwerbung überschätzt wird und argumentieren mit der genetischen Veranlagung, dem Einfluss des gesellschaftlichen Umfeldes und wichtigen Bezugspersonen. Zum Beispiel würden 600 Millionen Chinesen und Chinesinnen rauchen, obwohl sie noch nie eine Tabakwerbung gesehen haben.

6. Rauchen als Sucht

Bei einer Nikotinabhängigkeit besteht einerseits eine psychische Abhängigkeit, die sich darin zeigt, dass das Rauchen zu einer schwer verzichtbaren Gewohnheit geworden ist. Andererseits gibt es eine körperliche Abhängigkeit, die sich bei Entwöhnungsversuchen in Form von Entzugsserscheinungen zeigt. Die psychische Abhängigkeit lässt sich in drei Sachverhalten charakterisieren:

- ▲ die an bestimmte Auslöserreize gebundene Verhaltensgewohnheit zu rauchen (zum Beispiel zum Kaffee trinken);
- ▲ das durch direkte, angenehme Folgen verstärkte Rauchverhalten (zum Beispiel Entspannung);
- ▲ eine mit dem Rauchen verknüpfte gedankliche Erwartungshaltung („Wenn ich jetzt rauche, geht es mir besser“).

Das Zigarettenrauchen ist, wie die meisten unserer Lebensgewohnheiten, ein erlerntes Verhalten. Der Griff zur Zigarette erfolgt meist in ganz bestimmten Situationen, zum Beispiel nach dem Essen, beim Telefonieren, zu einem Glas Wein oder Bier. So sind körperliche Befindlichkeiten und seelische Stimmungen zu einem Signal geworden, um eine Zigarette anzuzünden. Dabei stellen sich kurzfristige, positive Konsequenzen wie Entspannung, gesteigerte Konzentrationsfähigkeit oder Stressreduktion ein. Diese real spürbaren Phänomene beeinflussen das Rauchverhalten stärker als die möglichen negativen Langzeitschäden wie beispielsweise Lungenkrebs oder Raucherbein.

Der Körper hat sich im Laufe einer Raucherkarriere an das Nikotin gewöhnt. Wenn dann weniger konsumiert oder ganz mit dem Rauchen aufgehört und dem Körper kein Nikotin mehr zugeführt wird, kommt es häufig zu Entzugsserscheinungen. Ihre Stärke ist individuell verschieden und klingt nach einigen Tagen bis wenigen Wochen ab. Solche Entzugssymptome können unter anderem sein:

- ▲ Missstimmungen oder depressive Verstimmungen;

- ▲ Frustration, Aggressivität oder vermehrte Störbarkeit;
- ▲ Angst, Nervosität;
- ▲ Konzentrationsstörungen, Unruhe, Schlaflosigkeit;
- ▲ reduzierte Herzfrequenz;
- ▲ gesteigerter Appetit, Gewichtszunahme, Verdauungsstörungen;
- ▲ starkes Verlangen nach einer Zigarette (*Bundeszentrale* S. 10 f.).

Zur Erleichterung des Entwöhnungsprozesses wurden Hilfen entwickelt, die dem Körper Nikotin zuführen. Um die beschriebenen Entzugserscheinungen entscheidend zu mildern, soll das Nikotin einer Zigarette ersetzt werden. Entwöhnungsmittel gibt es derzeit in Form von Nikotin-Kaugummi, Nikotin-Pflaster sowie Nikotin-Nasalspray. Nikotinersatztherapeutika sollen den Entwöhnungsprozess erheblich erleichtern und die Rückfallquote senken. Sie alle enthalten das Nikotin, das man sonst einrauchen würde, nicht aber die gesundheitsgefährdenden Schadstoffe des Tabakrauchs (*Arbeitskreis Raucherentwöhnung* 1997, S. 10 f.).

Einer der wichtigsten Signalüberträger im Nervengeflecht ist das Hormon Acetylcholin. Diesem Botenstoff ist Nikotin sehr ähnlich. An allen Empfangsstationen, an denen Acetylcholin wirkt, greift auch Nikotin. So beeinflusst es das gesamte Nervensystem des Körpers, vom Gehirn bis zum Rückenmark, aus dem sich die Nervenbahnen immer feiner in alle Organe und Glieder verzweigen. Nikotin kann auf diese Weise alle wichtigen Funktionen der Organe steuern. In der Nebenniere sorgt es dafür, dass das Hormon Adrenalin ausgeschüttet wird, welches in Stresssituationen den Körper in Alarm versetzt. Bei einer gewissen Dosis, das heißt zwischen fünf und 20 Zigaretten am Tag, wirkt Nikotin stimulierend. Die meisten Organe reagieren sofort darauf, Blutdruck und Herzfrequenz steigen, Blutgefäße verengen sich. Dadurch vermindern sich die Durchblutung und die Temperatur der Haut. Die Darmtätigkeit wird ange regt und der Energieverbrauch gesteigert.

Eine hohe Nikotindosis (über 20 Zigaretten pro Tag) blockiert eigentlich die Schaltung der Nervenbahnen im Körper. Diese bleiben auf Dauerbetrieb eingestellt und sind nicht mehr für neue Signale empfänglich. Es können Erbrechen, Kopfschmerzen, Herzrasen, Zittern, Blutdruckabfall und Durchfall auftreten. Der menschliche Organismus ist allerdings lern- und anpassungsfähig, so entwickeln Rauchende eine Toleranz gegenüber Nikotin. Die genannten Nebenwirkungen treten nur in geringem Maße auf, denn durch die Gewöhnung an das Gift wird dessen Wirkung ab-

geschwächt. Der Stoffwechsel lernt, mit der Droge umzugehen.

Seine stärkste Wirkung hat Nikotin im Gehirn, denn dort greift es in Milliarden von Hirnzellen ein. Kontakt halten diese durch tausende kleine Verästelungen, in denen blitzschnelle elektrische Ströme fließen. Am Ende jeder Verästelung gibt es einen kleinen Spalt. Dieser wird durch Botenstoffe wie Acetylcholin überbrückt. Die Nervenästchen produzieren die rasenden Boten und schütten sie in den Nervenspalt aus. Nach Gebrauch strömen sie wieder an ihren Platz zurück und warten auf neue Impulse. Auf diese Weise werden Informationen von Hirnzelle zu Hirnzelle weitergegeben. Es entstehen Denken, Handeln, Emotionen und Wissen.

Bereits sieben Sekunden nach einem Zug aus einer Zigarette durchfluten die Nikotinmoleküle das Gehirn und docken an den Nervenzellen an. Dort, wo eigentlich Acetylcholin aktiv ist, wirkt jetzt das Nikotin. In zahlreichen Regionen werden nun die Botenstoffe Noradrenalin, Dopamin, Serotonin sowie Endorphine ausgeschüttet. Sie lösen dieses Gefühl aus, das Raucherinnen und Raucher so sehr schätzen. Zwei Hirnarenale stehen dabei im Mittelpunkt des Geschehens: das Aktivierungs- und das Belohnungszentrum. So können Rauchende ihre Stimmlage durch eine Zigarette im Gleichgewicht halten. Dabei hilft ihnen das Aktivierungszentrum zusammen mit anderen Hirnregionen. Im Wechselspiel mit den gefühlsgeladenen Hirnregionen kann das „vernünftige“ Aktivierungszentrum kurzfristige Stimmungsschwankungen ausgleichen.

Das Belohnungszentrum ist ein Netz aus Nervenzellen, das den Menschen mit angenehmen Emotionen verwöhnt. Von hier aus reichen die Belohnungszellen mit ihren langen Fortsätzen in andere Hirnregionen. Ein tiefer Zug aus der Zigarette öffnet in diesem Zentrum die Schleusen für den Botenstoff Dopamin. Dieses Hormon löst daraufhin das Gefühl eines beglückenden Momentes aus (*Carewicz* 2004, S. 15 f.).

7. Inhaltsstoffe des Tabakrauches

Tabakrauch enthält 4 800 Chemikalien, darunter rund 70 krebserzeugende (kanzerogene) Stoffe und eine Vielzahl giftiger Substanzen. Die Hauptbestandteile des Tabakrauches sind: Kohlenmonoxid, Kohlendioxid, Stickoxide, Schwefeldioxide, polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe, Phenole, Formaldehyd, Nikotin, Ammoniak, Akrolein sowie Spurenelemente wie Nickel und Cadmium. Aus diesen Hauptbestandteilen lassen sich drei Gruppen

von Giftstoffen ableiten: Nikotin, Kondensate und Kohlenmonoxid (*Bundeszentrale* 2000, S. 11).

Nikotin, der Hauptwirkstoff des Zigarettenrauchs, wirkt aufgrund seiner molekularen Struktur wie ein natürlicher Botenstoff. Er löst Gefühle von Glück und Entspannung aus, weshalb ihm ein hohes Suchtpotenzial zuzuschreiben ist. Bei längerem Konsum wird die körperliche Toleranz gegenüber Nikotin gesteigert und das Rauchverhalten stabilisiert.

Teer (Kondensat) ist ein zähflüssiges, schwarzbraunes Kohlenwasserstoffgemisch, das als Rückstand bei der vollständigen Verbrennung von Tabak entsteht. Teer verklebt die reinigenden Flimmerhärchen in den Atemwegen und der Lunge, wodurch zunächst der Raucherhusten als Abwehrreaktion ausgelöst wird. Sind diese einmal irreversibel zerstört, können Schmutz- und Staubpartikel nicht mehr nach außen abgehustet werden. Bei dem Verbrauch einer Schachtel Zigaretten am Tag nimmt die Lunge im Jahr etwa eine Tasse Teer auf.

Kohlenmonoxid ist ein sehr giftiges Gas, das beim Verbrennen von Tabak entsteht. Im Körper verhindert es, dass genügend Sauerstoff zu den inneren Organen transportiert wird. Die Blutkörperchen nehmen statt Sauerstoff Kohlenmonoxid auf, weil es sich viel besser bindet. Beim Rauchen wird ein großer Anteil der roten Blutkörperchen durch Kohlenmonoxid blockiert, so dass der lebenswichtige Sauerstoff nicht mehr transportiert werden kann. Blutdruck und Pulsfrequenz müssen ansteigen, um dies zu kompensieren. Zigarettenrauch besteht zu vier Prozent aus Kohlenmonoxid. Diese Kohlenmonoxidkonzentration liegt etwa tausendfach über dem maximal zulässigen Grenzwert am Arbeitsplatz (*Bundeszentrale* 2003, S. 79).

8. Die häufigsten Raucherkrankheiten

▲ *Erkrankung der Atmungsorgane*

Das gesamte Atmungssystem kommt beim Inhalieren mit dem Tabakrauch in Kontakt. Am Anfang stehen meist leichtere Reizungen der Atemwege mit Husten, später entwickeln sich chronische Raucherbronchitis, Atemstörungen, Lungenemphysem, Bronchial- und Kehlkopfkrebs.

▲ *Herz-Gefäß-Krankheiten*

Verschiedene Bestandteile des Tabakrauchs, vor allem Kohlenmonoxid und Nikotin, wirken als Herz-Gefäß-Gift. Sie können ernste Schäden hervorrufen. Kommen noch weitere Faktoren wie Übergewicht, hohe Blutfettwerte und Bluthochdruck hinzu, ist das Erkrankungsrisiko besonders hoch und fördert die

verschiedenen Herz-Gefäß-Krankheiten wie Arteriosklerose, Raucherbein, Herzbeschwerden und Herzrhythmusstörungen, höheres Infarktrisiko und Anstieg des Blutdrucks.

▲ *Krankheiten der Verdauungsorgane*

Der obere Teil des Verdauungssystems kommt unmittelbar mit dem Zigarettenrauch in Verbindung. Hier entstehen als direkte Folge oft krebsartige Erkrankungen. Darüber hinaus kann Rauchen aber auch die Funktion von Magen und Zwölffingerdarm beeinträchtigen, so dass hier chronische Entzündungen und hartnäckige Geschwüre entstehen können. Außerdem kann es zu Lippen-, Zungen- und Mundkrebs und Krebs der Speiseröhre kommen.

▲ *Erkrankungen der Harn- und Geschlechtsorgane*

Im Ausscheidungssystem können die Schadstoffe des Tabakrauchs vor allem die Harnblase schädigen. Rauchen fördert somit Impotenz und Zeugungsunfähigkeit (*Leibold* 1998, S. 52 f.).

9. Rauchen am Arbeitsplatz

Es gibt kaum ein Gesundheitsthema, das am Arbeitsplatz unter Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen mehr diskutiert wird als das Rauchen. Häufig berufen sich die Rauchenden und die Nichtraucherenden dabei auf ihre Grundrechte, letztere auf ihr Recht auf körperliche Unversehrtheit und die Rauchenden auf ihr Recht der freien Persönlichkeitsentfaltung. Aktuell wurde sogar in der Presse diskutiert, ob Arbeitgeber Nichtraucher bevorzugen dürfen. Nach derzeitiger Rechtslage dürfen Arbeitgeber bei der Jobvergabe Raucher und Raucherinnen ablehnen. Dies widerspricht laut Bundesregierung weder dem Antidiskriminierungsgesetz noch dem deutschen Arbeitsrecht.

Im Deutschen Bundestag wollen Abgeordnete mehrerer Parteien den Druck auf die Regierung zur Erarbeitung eines Nichtraucherschutzgesetzes erhöhen. Wenn der Antrag im Bundestag eine Mehrheit findet, wird die Regierung einen Gesetzentwurf erarbeiten. Aber es gibt bereits ein Gesetz, das die Beschäftigten vor den gesundheitlichen Gefahren des Passivrauchens schützen soll.

Im Oktober ist mit der neuen Betriebssicherheitsverordnung eine neue Arbeitsstättenverordnung (ArbStättV) in Kraft getreten. Diese ist um den Nichtraucherschutzparagrafen, den § 3a ArbStättV, erweitert worden. Er lautet:

„(1) Der Arbeitgeber hat die erforderlichen Maßnahmen zu treffen, damit die nicht rauchenden Beschäftigten in Arbeitsstätten wirksam vor den Gesund-

heitsgefahren durch Tabakrauch geschützt sind.
(2) In Arbeitsstätten mit Publikumsverkehr hat der Arbeitgeber Schutzmaßnahmen nur insoweit zu treffen, als die Natur des Betriebes und die Art der Beschäftigung es zulassen.“

Die wichtigsten arbeitsrechtlichen Vorschriften zum Gesundheits- beziehungsweise Nichtraucherchutz sind weiter:

▲ Arbeitsschutzgesetz (ArbSchG)

§ 1 Abs. 1 Zielsetzung

„Dieses Gesetz dient dazu, Sicherheit und Gesundheitsschutz der Beschäftigten bei der Arbeit ... zu sichern und zu verbessern. Es gilt in allen Tätigkeitsbereichen.“

§ 4 Allgemeine Grundsätze

„Der Arbeitgeber hat ... von folgenden allgemeinen Grundsätzen auszugehen: 1. Die Arbeit ist so zu gestalten, dass eine Gefährdung für Leben und Gesundheit möglichst vermieden ... wird. 2. Gefahren sind an ihrer Quelle zu bekämpfen ... 3. individuelle Schutzmaßnahmen sind nachrangig zu anderen Maßnahmen. 4. spezielle Gefahren für besonders schutzbedürftige Beschäftigungsgruppen sind zu berücksichtigen ...“

Des Weiteren gelten:

▲ Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) § 618 Abs. 1
Pflicht zu Schutzmaßnahmen,

▷ Arbeitsstättenverordnung (ArbStättV) § 5 Lüften
(WHO 2003, S. 14 f.).

Betriebsvereinbarungen zum Schutz für nicht rauchende Beschäftigte können nur unter Mitwirkung des Betriebsrates getroffen werden. Arbeitgeber und Betriebsrat sind allerdings nicht befugt, ein Rauchverbot mit der Zielsetzung einzuführen, die Beschäftigten von der gesundheitsgefährdenden Gewohnheit abzubringen. Dies würde die Regelungskompetenz weit überschreiten. Der Zuständigkeitsbereich des Betriebsrates bezieht sich nicht auf eine Umerziehung, sondern soll den Nichtrauchenden Schutz vor gesundheitlichen Gefährdungen und der Belästigung durch Passivrauchen bieten.

Ein generelles Rauchverbot mit dem Gesundheitsschutz zu begründen, ist nicht möglich, eine solche Betriebsvereinbarung wäre unwirksam. Bei der Vereinbarung eines Rauchverbots müssen Arbeitgeber und Betriebsrat die gemäß § 75 Abs. 2 Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG) in Verbindung mit Art. 2 Grundgesetz (GG) garantierte freie Entfaltung der Persönlichkeit aller im Betrieb beschäftigten Arbeitnehmer beachten. Das Bundesarbeitsgericht hat ein Recht des Rauchenden, im Betrieb dem Tabakkonsum nachgehen zu können, anerkannt.

Ein Rauchverbot auf dem gesamten Firmengelände kann demnach nicht vereinbart werden. Eine solche Vereinbarung würde die freie Entfaltung der Persönlichkeit verletzen und wäre demnach unwirksam. Im Zweifelsfall sollte der Arbeitgeber eine Rauchgelegenheit, zum Beispiel in Form eines Raucherraums, zur Verfügung stellen, damit Belästigungen der Nichtrauchenden vermieden werden. In kleinen Betrieben ohne Betriebsrat liegt die Vereinbarung zum Schutz für Nichtraucher in der Hand des Arbeitgebers (www.ra-kotz.de).

10. Die Kosten des Rauchens

Zum einen gibt es die Kosten, die durch die Folgen des Rauchens erkrankter Personen entstehen. Dabei handelt es sich zunächst um die medizinischen Versorgungskosten. Zum anderen resultieren finanzielle Schäden aus Arbeitsausfällen durch Krankheit, vorzeitigem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, die dem Rauchen zugeschrieben werden können.

Da die Studie der Weltgesundheitsorganisation WHO, aus der die folgenden Ergebnisse entnommen wurden, im Jahr 1993 durchgeführt wurde, sind die Zahlen noch in Deutscher Mark (DM) angegeben. Dem Rauchen sind im Jahr 1993 insgesamt 33,8 Milliarden DM zuzurechnen. Dies entspricht 415 DM je Einwohner oder Einwohnerin. 9,3 Milliarden DM wurden für medizinische Versorgung für Krankheiten, die aufgrund des Rauchens entstanden waren, verwendet. Kosten in Höhe von 24,5 Milliarden DM entstanden durch Arbeitsausfall oder vorzeitige Todesfälle.

Den größten Teil der medizinischen Kosten (46 Prozent) verursachte die stationäre Behandlung, 24 Prozent die ambulante Versorgung, 23 Prozent entstanden durch Arzneimittel und sieben Prozent durch medizinische Rehabilitationsmaßnahmen. Die häufigsten Krankheiten, die dem Rauchen zugeschrieben wurden, waren Herz-Kreislauf-Erkrankungen mit einem Kostenanteil von 65 Prozent, gefolgt von Atemwegserkrankungen (26 Prozent) und bösartigen Neubildungen (neun Prozent).

Von den 24,5 Milliarden DM der Kosten durch Arbeitsausfall, der durch Rauchen entstand, entfielen 47 Prozent auf Kreislauferkrankungen. Bösartige Neubildungen und Atemwegserkrankungen spielten beim Arbeitsausfall eine gleich bedeutende Rolle von je 26 Prozent. Differenziert man die Kosten für Arbeitsausfall nach Krankheit und durch Todesfälle entstandene, kommt man zu folgendem Ergebnis: 33 Prozent der Kosten wurden aufgrund von vorzeitigen Todesfällen, die dem Rauchen zuzuschreiben

sind, verursacht, 39 Prozent entfielen auf Erwerbs- und Berufsunfähigkeitszeiten und 28 Prozent auf Arbeitsunfähigkeitszeiten. Nicht berücksichtigt sind dabei unbezahlte Arbeit (Haushalt, Betreuung von Angehörigen), Kosten für Prävention und jene, die durch Folgen des Passivrauchens entstehen (WHO 2003, S. 5).

Das GSF-Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit errechnete für das Jahr 2002 die durch das Rauchen verursachten Kosten. Das Institut ermittelte dabei volkswirtschaftliche Kosten von rund 20 Milliarden Euro. Fast ein Drittel der Gesamtausgaben, rund sieben Milliarden Euro, wurden dabei für die medizinische Versorgung verwendet. Eine Schadenssumme von 12,4 Milliarden Euro entstand durch Arbeitsausfälle. Da Rauchende in der Regel eher sterben, gehen 1,6 Millionen Lebensjahre verloren. Die Hälfte dieser Lebensjahre liegen noch im erwerbsfähigen Alter. Das wirkt sich demzufolge auf das Potenzial der Arbeitskraft und somit auf die Beiträge für Rentenkassen aus. Herz-Kreislauf-Erkrankungen machten rund die Hälfte der medizinischen Versorgungskosten aus. Die andere Hälfte wurde durch Atemwegs- und Krebserkrankungen verursacht.

Gesundheits- und Wirtschaftsfachleute der Regierungsparteien haben beschlossen, künftig in öffentlichen Einrichtungen, Krankenhäusern und Schulen das Rauchen völlig zu untersagen. Für die Gastronomie wurde eine geteilte Lösung vorgeschlagen. Sie sieht vor, dass in Restaurants nur noch in eigens abgetrennten Nebenräumen geraucht werden kann. In Bars, Kneipen und Bierzelten gilt dieses Rauchverbot nicht. Aus Gründen des Jugendschutzes gilt das Rauchverbot aber in Diskotheken. Außerdem soll der Kauf von Tabakwaren erst nach Vollendung des 18. Lebensjahrs möglich werden.

Diese Regelung bietet reichlich Zündstoff. Wer entscheidet, was eine Diskothek und was eine Bar ist? Häufig kann in einer Bar auch getanzt werden. Wie steht es nun mit dem Rauchverbot? Raumteiler oder Rauchabzugseinrichtungen werden für Räume angeboten, in denen das Rauchen erlaubt sein soll. Bei Zuwiderhandlungen gegen das Rauchverbot sollen Strafen gegen Restaurantbesitzende und Gäste verhängt werden.

Arbeitslosigkeit und ein Rückgang der Besucherzahlen in Restaurants ohne Raucherzone werden befürchtet. In Ländern, in denen bereits ein striktes Rauchverbot besteht (Spanien, Italien, Norwegen), lässt sich dies nicht beobachten. In Anbetracht all

dieser Probleme und den bekannten Nebenwirkungen des Rauchens könnte eine Frage zum Thema Rauchen lauten: Wie kann der Einzelne zur Übernahme von mehr Verantwortung für sich und andere angeregt und zu einem verantwortlichen Umgang mit Tabakwaren veranlasst werden, über Gesetzgebung und Ordnungsstrafen hinaus?

11. Schlussbemerkung

Das Rauchen ist zwar nicht mehr so gesellschaftsfähig, wie es einmal war, und seine Gefahren sind in den letzten Jahren stärker in den Blick der Öffentlichkeit geraten. Die Werbung trägt sicherlich einen Teil dazu bei, das Rauchen zu etablieren, denn sie suggeriert Freiheit, Lebensgefühl und Selbstwert durch Tabakkonsum und will dessen Schädlichkeit vergessen lassen.

Der Gruppenzwang spielt bei jungen Menschen eine wesentliche Rolle, deshalb sollte gerade für sie viel Präventionsarbeit geleistet werden. Sekundäre Suchtprävention, die über die Folgen des Rauchens aufzuklärt, sollte fester Bestandteil des Schulunterrichts werden. Die Recherche zu diesem Beitrag zeigte, dass bereits viel an Aufklärungs- und Präventionsarbeit geleistet wird. Es gibt darüber hinaus Raucherentwöhnungsprogramme und es finden Anti-Raucher-Kampagnen statt. Letztlich liegt es in der Verantwortung des Einzelnen, sich für oder gegen das Rauchen zu entscheiden. Sozialarbeit sollte auch hier einen Einflussbereich und ein Aufgabengebiet sehen und versuchen, auf die Gefährdungen durch das Rauchen aufmerksam zu machen und in interdisziplinärer Zusammenarbeit Möglichkeiten ausloten, um der rauchenden und nicht rauchenden Bevölkerung gerecht zu werden.

Literatur

Arbeitskreis Raucherentwöhnung: Nichtraucher in 6 Wochen. Ratingen 1997

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Auf dem Weg zur rauchfreien Schule. St. Augustin 2003

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Ja, ich werde rauchfrei. Braunschweig ohne Jahr

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Raucherentwöhnung in Deutschland. Meckenheim 2000

Carewicz, D.; Carewicz, O.: Nie wieder rauchen. München 2004

Deutsches Krebsforschungszentrum: Dem Tabakkonsum Einhalt gebieten – Ärzte in Prävention und Therapie der Tabakabhängigkeit. Heidelberg 2005

Leibold, G.: So werde ich Nichtraucher. Augsburg 1998

Landeszentrale für Gesundheit in Bayern e.V.: Fünftes Bayerisches Forum Suchtprävention, Schwerpunkt Tabakprävention für Jugendliche. München 2004

WHO: Rauchfrei am Arbeitsplatz. Köln 2003

Eine Erinnerung in acht Verrechnungseinheiten

25 Jahre Lehre an der Fachhochschule

Gerd Koch

Zusammenfassung

Im Oktober 2006 wurde Professor *Dr. Gerd Koch* nach 25 Jahren Zugehörigkeit zur Alice-Salomon-Fachhochschule (ASFH) in Berlin emeritiert. Über diese Zeit legt er in acht Kapiteln Rechenschaft ab. Daran anschließend drucken wir die Abschiedsrede von *Claus Mischon*. Wir danken *Gerd Koch* für viele Jahre engagierter, freundschaftlicher Zusammenarbeit, in denen er wichtige Brücken zwischen der ASFH und dem DZI baute.

Abstract

In October 2006, the emeritus status was conferred upon Professor *Dr. Gerd Koch* after belonging to the University of Applied Sciences „Alice-Salomon-Fachhochschule“ (ASFH) in Berlin for 25 years. There are eight chapters where he accounts for this time period. This is followed by the farewell speech delivered by *Claus Mischon*. We thank *Gerd Koch* for so many years of committed cooperation based on friendship. He built important bridges between ASFH and DZI.

Schlüsselwörter

Dozent – Fachhochschule – Ausbildung – Sozialarbeit – Unterricht – Kultur – Theaterarbeit

1. Erfolgreich-sein-Können

Vor Jahren, als wir an der ASFH zum ersten Mal exemplarisches Lernen mit sozialpädagogischer Phantasie durch das Einrichten von Werkstätten im Grundstudium versuchen wollten, sagte in einer kleinen kollegialen Besprechungsrunde *Reinhard Wolff* (es war außer mir noch *Wolfgang Raske* dabei), um Skepsis und Unsicherheit gegenüber diesem neuen Lehr-Lern-Format auszuräumen, sinngemäß: Wir sollten doch unser durch langjährige und vielfältige Tätigkeit erworbenes Erfahrungswissen jetzt hier einbringen; wir selber sollten uns den Studierenden als Muster des Lernens und Lehrens zur Verfügung stellen. Das war nicht nur motivierend, aufmunternd, „fürsorgerisch“ gemeint. Es war auch die Beschreibung einer hochschuldidaktischen, lebensgeschichtlich grundierten Handlungsmöglichkeit, die ich gerne aufgriff. Denn eine Laufbahn an einem pädagogischen Institut wie einer Hochschule kann, wenn sie reflektiert wird, ein Stück erfolg-reicher Selbstqualifikation sein – ja: reich an Erfolg, die lebendiges Wissen und Wissen *ad personam* vorführt – was im Theorie-Praxis-Feld der Sozialarbeit/Sozialpädagogik wahrlich nicht gering zu veranschlagen ist.

Aus diesem Grund bin ich auch immer begeistert davon, dass die ASFH langjährig und wechselnd so viele kompetente Lehrbeauftragte unter ihren Lehrenden zählt – und ich bedaure, dass sich ihre Zahl durch das der Verstetigung dienende Einwerben von neuen Hochschullehrerstellen reduzieren wird. Lehrbeauftragte berichten mir, dass ihr Tätigsein in zwei recht unterschiedlichen Kommunikationsstrukturen (Hochschule und zum Beispiel Sozialamt, Kulturzentrum) einem *job enrichment* gleichkommt.

2. Kein resigniertes Ende einer Tätigkeit

Ich bin während oder aufgrund meiner 25-jährigen Tätigkeit an der FHSS/ASFH nicht zynisch geworden, habe nicht resigniert, gehe nicht wütend aus dem Haus. Das habe ich neben meiner Feigheit, anzuecken, den vielen, vielen Studentinnen und Studenten zu danken. Nach einer frühen Bemerkung des Philosophen *Walter Benjamin* sollte man als Hochschullehrer am Leben der Studierenden teilnehmen – aber eben als Hochschullehrer und nicht als jemand, der die Differenz leugnet, sie aber im Rahmen einer „Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden“ würdigt. Ich bin hochschulisch in den 1960er-Jahren an der Freien Universität (West-)Berlin sozialisiert worden und da galt dieser Grundsatz beziehungsweise er musste verteidigt werden – im Übrigen ist das ein alter Grundsatz der Universitäten seit ihren Gründungen – im Pariser Quartier Latin waren sogar Studenten vor Jahrhunderten die Leiter der Universität.

3. Entfaltung

Deutlich ist mir über all die Jahre geworden und geblieben, dass die Studierenden über eine immense soziale (Erfahrungs)Wissen-Potenzialität (*als tacit knowledge*) verfügen, auch wenn sie es nicht wissen oder noch nicht oder nicht mehr wertschätzen mögen (denn Lehr-Lern-Prozesse sind auch häufig und schrecklicher Weise Ab-Erkennungsprozesse im Sinne von Entmutigung). Gefragt sein sollte der Hochschullehrer als Mäeutiker, als jemand, der etwas Geschlossenes oder Verschlusenes entfaltet (wie eine ehemalige Studentin, *Birte Rosenau*, in ihrer Diplomarbeit schrieb), der etwas Verstecktes entdeckt, der als Entwicklungshelfer tätig ist. Eine Kollegin von der Universidade de Sao Paulo sagte mir während meines Kompaktlehrauftrages dort, es gehe um „Enteisung“, um *degeladacao*; auch Verflüssigung von Verfestigung wäre ein passendes Bild. Ebenso könnte ich die Reisetapher heranziehen.

4. Eigensinn – Fachlichkeit – Kommunikation

Ich stelle in meinem hochschuldidaktischen Selbst-

konzept fest: Eigensinn, Fachlichkeit und Kommunikation möchte ich zugleich bei den Studierenden fördern beziehungsweise im Rahmen des seminaristischen Angebots fördern. Lebendiges Wissen soll entstehen, eine Bereitschaft zu lernen und zu lehren, lernen am Lebenslauf, als Lebenslauf, als „Lebensgewinnungsprozess“ (wie *Karl Marx* so vitalistisch sagt) – also biographisch, experimentell, als *essai* – also als Versuch mit offenem Horizont – nicht (allein) im Verständnis des naturwissenschaftlichen, idealisierten Experiments, sondern eher alltagsweltlich, durch Neugier geprägt, eine Mischung aus Systematik und Erlebnishaftem.

5. The shift from teaching to learning

Schon vor Jahren machte mich in einem Gespräch unser Kollege *Bernd Kolleck* aus seiner Informatik-fachlichkeit darauf aufmerksam, dass der Hochschullehrende immer mehr zum Moderator werden würde. Heute spricht man in der Hochschuldidaktik von *the shift from teaching to learning*. Also: Keine Lehrstruktur mehr, sondern eine Lernkultur prägt den hochschulischen Unterricht und bezieht auch den Hochschullehrer als Moderator mit ein. So habe ich es im Übrigen schon lange gehalten (möglicherweise mit Variationen immer schon) – was auch nahe liegt in Seminaren, die ich in der sozialen Kulturarbeit, im Werkstatt-Studium, in Seminaren für Berufspraktikantinnen und -praktikanten, in Fort- und Weiterbildungen, in Projekten und so weiter anbieten durfte. Sie sind eher Labore, Workshops, offene Experimente, Versuchsanordnungen, die lebendiges Wissen anregen, ausagieren, präsentieren wollen.

Nebenbei und etwas abschweifend: Es gab mal eine Zeit, da wurden Fächer und Lehrveranstaltungen nach klimageographischen Gesichtspunkten katalogisiert, also nach sogenannten trockenen und – ja und wie nennt man die anderen Fächer? Ich nehme mal diesen Unterscheidungsversuch auf. Es gäbe also dann trockene und feuchte Fächer – fachlich gesprochen: aride (also trockene) und humide (also feuchte) Lehr-Lern-Biotop. „Meine“ Disziplin der sozialen Kulturarbeit wird gerne als nicht trockenes Fach klassifiziert – und das ist mir gar nicht so unlieb, denn: Mit „humiden“ Fächern beziehungsweise ihren Lehr-Lern-Veranstaltungen befinden wir uns etwa in der schönen englischen Tradition des *good humor*, was meint, im Feld von guter Laune, Heiterheit, Aufgeklärtheit/Augeklärtheit zu sein (*kleren* heißt im Jiddischen übrigens: denken). Und auch die schöne Ansicht der mittelalterlichen Medizin und Philosophie wäre hier zu assoziieren: Die gute, ausgewogene Mischung der menschlichen Körpersäfte/Feuchtig-

keiten ergibt gelungene Temperamente. Humide, also feuchte, vitale Fächer betreiben unter anderem Temperamentbildung. Was die ariden, also sogenannten trockenen Fächer machen? Wahrscheinlich das Gleiche – ich erinnere an den Walt-Disney-Filmtitel meiner Schulzeit. Die Wüste lebt!

6. Erzählen als Folie

Warum begannen wir (*Gerd Koch, Birger Schmidt* und später kam *Stephan Wesseling* als Theatermann hinzu) vor Jahren an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin etwa versuchsweise Erzählcafés zu initiieren (*Steinweg* 2005)? Drei Gründe waren es vornehmlich:

▲ Die Studierenden klagten nicht selten darüber, dass Dozentinnen und Dozenten sie mit alten Geschichten, Anekdoten, Fällen abspeisen würden, statt aus dem Heute (in unserem Falle: der aktuellen Sozialen Arbeit) zu berichten. Was lag da näher, als Personen zu Worte kommen zu lassen, die ihre berufsfeldbezogenen Erfahrungen und Erlebnisse zum Besten geben. Zuhörende, Moderatoren und Moderatorinnen können sich nicht immer sicher sein, dass nicht auch Erfundenes, Gefühles, später Hinzufabuliertes, nachträglich Geglättetes als etwas Reales erzählt wird. Eine narrative „Polyphonie“ kann entstehen – als eine unreine, aber gerade deshalb sehr realistische Mischung, der eine Entmischung im Seminar folgen soll.

▲ Das Lehren und Lernen soll nach meiner hochschuldidaktischen Ansicht immer mehr zu einem variablen, konstruktiven Kommunikationsangebot werden. „Im Lehren muß das Lernen enthalten bleiben“ fordert *Bertolt Brecht*. Bloß: Wie machen?! Die einlinige Seminarkommunikation nach dem Sender-Empfänger-Modell will ich nicht länger bedienen. Das Kaffeehaus als Ort informellen Lernens schwebte mir als kommunikatives Modell vor. Die de-konzentrierte Kommunikationsmöglichkeit eines situativen Lernens und Lehrens in einem (idealisierten) Kaffeehaus wird bewusst in Kauf genommen. Es geht mir darum, informelles Lernen an verschiedenen Lernorten und in Kooperation mit dem Lernort Alice-Salomon-Fachhochschule zu ermöglichen, das an den Prozess des alltäglichen, kommunikativen, auch nomadisierenden Gewinnens von Erfahrungen erinnert. Eine Rezensentin beschrieb neulich den Erzählgestus *Salman Rushdies* so, dass ich darin unseren narrativen, epischen Ansatz zum Teil wiedererkannte: „Üppig und überbordend zu erzählen, Pathos mit Komik zu brechen – das ist Rushdies Stil. Dieses Erzählen entstammt einer Kommunikationskultur, die sich über Nebenschauplätze und Neben-

figuren dem Wesentlichen nähert. Rushdie weiß um das Befremdende dieser Erzählweise, er weiß auch um deren Zauber, und er setzt beides ein“ (*Wilke* 2006). Aufs hochschuldidaktische Handeln bezogen: Das Erzählerische als eine – naive, rudimentäre – Form des Transdisziplinären (?) beziehungsweise das Transdisziplinäre im Gewande des Narrativen (?!).

▲ Wissen wird nicht nur über die sogenannten Inhalte tradiert, sondern ganz häufig durch die Formen, in denen es erscheint (*Rancière* 1994), durch die Haltung des Forschenden, der (s)ein Wissen ausbreitet (oder dem man es entreißen muss, wie *Bertolt Brecht* erzählt), sowie durch die mediale Bearbeitung des Wissens. Und: Das szenische und erzählende Erinnern reaktiviert ganz häufig Wissen bei Zuhörenden: Daten, Fakten, Strukturen, Gefühle, Strategien, Erfolge/Misserfolge. Und es sind nicht zuletzt die Personen und ihre Erzählgestalt, die uns etwas sagten – was ja doppelt lesbar ist: Sie sind diejenigen, die etwas sagen im Sinne von Erzählen und sie sind die, die uns etwas bedeuten – nicht zuletzt durch ihre eigensinnige, als farbig, unmittelbar und „authentisch“ erlebte Art des Erzählens. Faktizität und Geltung kommen in einem Vorgang, nämlich im Erzählvorgang, zusammen. Solches Zusammenspiel macht sich im Übrigen das nicht immer wohlgeleitene, sogenannte *infotainment* zugute: Information und Entertainment (Unterhaltung) werden gebündelt. Kulturpessimisten würden sich von dieser Kombination kopfschüttelnd abwenden – aber mit *Bertolt Brecht* lassen sich die Begriffe Unterhaltung und (Lebens-)Unterhalt eng aneinander führen. Auch die Literarischen Salons zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren wirkungsmächtige Konversationssituationen dieser Art – also: Unterhaltung in einem emphatischen Sinn. *Karl Schlögel*, Historiker und Hochschullehrer und zum Glück auch Publizist (was eine sinnvolle Kombination ist – Vorschlag: Hochschullehrer sollten sich eher als Publizisten und Öffentlichkeitsarbeiter denn als *professores*, also Bekenner, verstehen), *Schlögel* also führt Lehr-Lern-Veranstaltungen durch, die so strukturiert sind: „Was macht er denn da? Wissenschaft light oder intelligente Spitzen-Unterhaltung?... Wo liegt die Grenze zwischen strenger Wissenschaft und Wissenschaft als Event? *Schlögel* jedenfalls hat etwas erfunden, das den intellektuellen Raum Universität überschreitet. Man kann den Kopf auf Entdeckungsreise schicken“ (*Hamann* 2004, S. 27).

7. Alexander von Humboldts praktisch-theoretische Struktur des „Weltbewusstseins“ als (m)ein meta-theoretischer Leitfaden
Eine Lektüre-Erfahrung der letzten Jahre hat mich in

meinem Verständnis von Hochschuldidaktik meta- (also: hintergrund-)theoretisch sehr beeinflusst. *Ottmar Ette* hat eine Untersuchung unter dem Titel „Weltbewußtsein“ (2002) zum Erkenntnis- und Praxis- und Kommunikationsansatz von *Alexander von Humboldt* verfasst. Einzelne Aspekte seiner Humboldt-Lesart zitiere ich nun zustimmend: „Die Humboldtsche Wissenschaft bleibt nicht auf einzelne Disziplinen beschränkt, fühlt sich nicht an die damals existierenden disziplinären Grenzen gebunden, sondern ist transdisziplinär in dem Sinne, dass sie sich gleichsam nomadisierend zwischen den unterschiedlichsten akademisch verankerten oder noch nicht institutionalisierten Wissensgebieten bewegt. Sie sind damit etwas grundsätzlich anderes als eine interdisziplinär vernetzte Wissenschaft, innerhalb welcher jeweils vom Standpunkt einer bestimmten Disziplin aus mit anderen ‚disziplinierten‘ Wissenschaftsgebieten Formen der Zusammenarbeit gesucht und erprobt werden“ (*ebd.*, S. 43).

Ein weiteres Leit-Zitat: „Das konkrete Leben ... ist immer durch ein Fehlen gekennzeichnet, durch eine Lücke in der unmittelbaren (Hervorhebungen durch den Autor) Anschauung, welche die Erfahrung ... zum Fragment werden läßt. Gerade die Differenz, aus der die Fülle unterschiedlichster Phänomene entsteht, das Spiel von Einheit und Vielheit läßt Weltwahrnehmung zu einer stets fragmentarischen Erfahrung werden. Die Welt im Kopf, von Kunst, Wissenschaft und Literatur angeregt, kann dieser Verlust Erfahrung eines planetarischen Denkens entgegenwirken“ (*ebd.*, S. 56) und zu einem „Polylog der Kulturen der Welt“ (*ebd.*, S. 78) führen. „Wie auch in anderen Bereichen der Kultur war Humboldt vom beziehungsreichen Spiel der Identitäten und Differenzen in den Sprachen (im weitesten Sinne, Anmerkung des Autors) der Welt fasziniert. Alexander von Humboldts Moderne ist notwendig polyphon“ (*ebd.*, S. 85).

8. Und weiter?!

Die Ideen *Alexander von Humboldts* sind mir so sinn(en)-reich, dass sie mich auch über die hauptberufliche Tätigkeit als Hochschullehrer hinaus leiten werden – gespeist zusätzlich aus sinnfälligen Erinnerungen an meine Jahre an der FHSS/ASFH mit ihren Lernenden, Lehrenden, Kolleginnen und Kollegen aus der Verwaltung sowie Praxisanleiterinnen und -anleitern. Ich verlasse die institutionalisierte, disziplinierte Form eines Dienstes, wenn ich Pensionär werde, was – hoffentlich – nur ein Ruhestand in diesem – auf die Institution bezogenen – Sinne sein wird – nicht eine Ruhe und ein Ausgedient-Sein in der Sache und im Habitus.

Literatur

Ette, Ottmar: Weltbewußtsein. Weilerswirt 2002

Hamann, Frauke: Leichtigkeit. In: Frankfurter Rundschau vom 7. September 2004, S. 27

Rancière, Jaques: Die Namen der Geschichte. Frankfurt am Main 1994

Steinweg, Reiner; Koch, Gerd: Erzählen, was ich nicht weiß. Berlin/Milow 2005

Wilke, Insa: Auf dem Höllenfluss durchs Paradies. In: Frankfurter Rundschau vom 21. Juni 2006, S. B6

Danksagung an Professor Gerd Koch

An die Anwesenden, liebe Eingeborene, liebe Nachgeborene, lieber Gerd Koch

Claus Mischon

„Willkommen und Abschied“, das Gedicht von *Goethe*, werde ich jetzt nicht rezitieren, dafür ein anderes, nicht von *Goethe*, das aber am Schluss. Es sei mir erlaubt, so sprunghaft zu sein, denn ich bin der böse Baal, der Assoziale. *Gerd Kochs* Lieblingsfigur. Eine Figur, die nicht zu fassen ist. Assozial geschrieben mit zwei S. Damit lässt sich spielen, daran lässt sich etwas lernen, altmodisch gesagt und trotzdem richtig: dialektisch.

Asozialität und Assoziation. Das Wortspiel des bösen Baal, des As/Sozialen zielt auf den „Verlust an Sozialität, die Zerstörung von Gemeinschaft, auf die Schwierigkeit, Gesellschaft, Assoziation, so zu bilden, dass sie nicht auf Kosten des Menschen geht, sondern dass er auf seine Kosten kommt.“ Ein gefundenes Fressen für einen Lehrer, einen Pädagogen, einen Theaterpädagogen, der auszog aus dem Morgenland, aus der Galerie Morgenland in Hamburg-Eimsbüttel, um in Berlin an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (damals FHSS) mit Lebenstheater, Theaterspiel, Nicht-Theater und Lehrstück-Theater sich selber und den Studenten zu zeigen: Es ist das „Lernen, was gelernt werden muss“.

Das war 1981. Und heute, 25 Jahre später, ist die Überraschung perfekt. Wir stehen vor dem allseits propagierten Paradigmenwechsel von der Lehrstruktur zur Lernkultur. Jetzt könnte ich einige Bücher zitieren, die *Gerd Koch* (oft zusammen mit anderen, er arbeitet gerne kooperativ) publiziert hat, und ich zitiere sie: Lach- und Clownstheater, Lernen mit *Bert Brecht*, Assoziales Theater, Kultursozialarbeit, eine Blume ohne Vase, Theatralisierung von Lehr-Lernprozessen.

Es scheint, der Mann, der einmal Groß- und Einzelhandelskaufmann war und über den sogenannten Zweiten Bildungsweg zum Abitur kam, hat Weit- und Vielfalt. Aber, wie es der Zufall will, auf B konzentriert. Denn, um es endlich einmal klar zu sagen, wer sich an der ASFH auf die K-Frage einlässt (also *Koch*, also Kultur), der kommt um die B-Bezüge (leider nicht B-Besoldung) nicht herum. Wer *Koch* sagt, muss auch *Bloch* sagen. Oder *Boal*, oder

Benjamin, oder eben B überhaupt: BB. *Bert Brecht*. Alle Bücher in der Bibliothek. Aber ich darf und will es nicht übertreiben, wer *Koch* sagt, muss auch *Marx* sagen und vor allem dessen Begriff vom Lebensgewinnungsprozess nennen, den *Gerd Koch* ganz zentral zu seinem hochschuldidaktischen Credo macht. Lebensgewinnungsprozess – das heißt Lernen, Forschen, Lehren, Studieren, nicht um der Noten, sondern um der Bildung willen im ganz wörtlichen Sinne von bilden, bauen, herstellen, oder auch: *sich* bilden, sich bauen, sich herstellen. Und beileibe nicht mit fertigen Konstruktionsprogrammen. Die Theorie und Praxis der sozialen Kulturarbeit, für die *Gerd Koch* steht und die er an dieser Hochschule geformt hat (bis 1994 hieß das Fach ja noch Pädagogische Medienarbeit), versteht er dezidiert als offenes, kritisches Verfahren. Kultursozialarbeit hat immer ein erneuerndes, innovatorisches Potenzial in sich. Sie soll es haben. Soll und Haben, sozusagen.

Das kommunikativ-kreative Modell des Theaterpädagogin *Koch* favorisiert experimentelle Bildungsprozesse. Lebendiges Wissen soll entstehen, Wissen, das sich entwickelt, als Lebenslauf, als Lernen am Lebenslauf. Dazu hat *Koch* die Studierenden angestiftet. Als Kultur-Sozial-Arbeiter, als Hochschullehrer, der allerdings die Differenz nicht leugnet. *Koch* ist den Studenten begegnet als Ermöglicher, als Entwicklungshelfer, als Mäeutiker. Die Leute da abholen, wo sie stehen – so einfach hat er es sich nicht gemacht. Man muss die Leute da abholen, wo sie stehen *könnten*. Und auf diesen Prozess haben sich die Studierenden eingelassen. Ich habe es überprüft unter ASFH-Bibliothek, www.opac, es sind genau 439 Diplomarbeiten, die von *Koch* betreut wurden.

Spitzenreiter! Ein Ranking-Schlagwort, das (Dialektik forever) eigentlich nicht zu *Kochs* Wortschatz gehört. Deshalb genauer gesagt: „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“. *Karl Valentin*, mit V, nicht mit W. Falentin, nicht Walentin. Das Clowneske. Das Überraschende. Das Unangepasste, Norm-Abweichende. Das Schräge. Das *gilt* für *Koch*. Für Herrn K.! In dem Fall Herrn Keuner... Herr Keuner sah sich die Zeichnung seiner kleinen Nichte an. Sie stellte ein Huhn dar, das über einen Hof flog. „Warum hat dein Huhn eigentlich drei Beine?“ fragte Herr Keuner. „Hühner können doch nicht fliegen“, sagte die kleine Künstlerin, „und darum brauchte ich ein drittes Bein zum Abstoßen“. Ich bin froh, daß ich gefragt habe, sagte Herr Keuner.

Wäre *Gerd Koch* Jurist, er würde immer die abweichende Meinung vertreten. Main-Stream – das ist nicht sein Ding. Das Kantige, das Unfertige, das

Formbare, Veränderbare, daran lassen sich *Fragen* anschließen. Das interessiert ihn. Nicht die fertigen Antworten. Deshalb schreibt er auch nicht so glatt. *Koch* ist kritisch. Kritisch verstanden nicht als kritisieren; sondern im Sinne von ergründen, aufschlüsseln. Das Vieldeutige im scheinbar Eindeutigen entdecken. Nichtidentisches. Unabgeholtenes. Fragmentarisches. In seinen Texten finden sich viele rekursive Elemente, Einschiebungen, Alternativen, Klammern, Ausrufezeichen, Fragezeichen. So gesehen ist *Gerd Koch* ganz postmodern, aber nicht in einem plumpen „anything goes“, sondern mit einem bewusst ins Ungewisse vorstoßenden Denken jenseits von Hermetik, jenseits von Ordo-Denken. Denken wagen. Und deshalb wägt *Koch* auch nicht so streng.

Mal ehrlich, sieht man ihm das nicht an? Ohne Körper geht nichts. Dieses Wehende, Webende, Wagende. *Koch* hat ein Faible für das Performative. Er ist kein Schauspieler, aber das Spiel mit dem scheinbar Selbstverständlichen, das liegt ihm. Er hat was vom Emmissär des Vordringens ins Ungewisse. Ein Kundschafter. Ein Agent des Noch-Nicht. Da ist viel vom Blochschen Vorschein. Auch vom Ungleichzeitigen. Sein Denken ist ohne Geländer. Kein Wunder, dass *Koch* die Differenz lobt. Und dass er seit Jahren Zukunftswerkstätten moderiert. Dass die Zeitschrift für Theaterpädagogik, die er herausgibt, „Korrespondenzen“ heißt, dass er die „Ratten“, die „Ratten 07“ an die ASFH geholt hat, dass er das Museum, das Café, die Straße, das Erzählen, die Clowns-nase zum Lern-Ort gemacht hat. *Koch* ist ein Öffentlichkeits-Arbeiter im wörtlichen Sinn. Lernen hat nicht nur mit den Inhalten zu tun, auch mit den Formen.

Gerd Koch steht für viele Projekte in und aus der ASFH heraus, aber man käme nicht darauf, ihn einen Projekte-Macher zu nennen. Er hat entschieden die Kultur an der ASFH geprägt, aber keiner käme auf die Idee, ihn einen Entscheider zu nennen. Was ist *Koch* für einer? Ich sage es mal so. Ich kann ihn mir nicht mit Anzug und Krawatte vorstellen. Und wenn er heute hier so erschienen wäre, mit Anzug und Krawatte, dann würde das gut zu ihm passen. *Koch* lässt sich nur mit *Koch* falsifizieren. Ein überraschender Wissenschaftler. Oder mit *Adorno* und *Jürgen Ritsert* gesprochen: Er ist einer von denen, dessen „Festigkeit in einer Flexibilität besteht, die nichts mit der zum ‚System gewordenen Desintegration‘ postmoderner Subjektivitätsformen zu tun hat“.

Man kann übrigens nicht nur Leute dort abholen, wo sie stehen könnten, sondern auch ganze Stadt-

teile. „Straßennamen erzählen“ heißt das Projekt, mit dem Studierende der ASFH, zusammen mit Koch als Mobiles Unterhaltungstheater (abgekürzt Muth) den Hellersdorfern, Marzahnern, Kaulsdorfern und Biesdorfern lebendigen Geschichtsunterricht präsentierten. *Maxie Wander, Peter Weiß, Nelly Sachs, Fritz Lang, Ernst Bloch*, alles Namen, die hier nach der Wende als Straßennamen auftauchten, wurden den Passanten, Passantinnen und Anwohnern mit szenischen Lesungen vorgestellt. Selbstverständlich lernten so auch *Gerd Koch* und die Studentinnen und Studenten etwas über die Genannten.

Lieber *Gerd*, was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über *Brecht* soviel Ungesagtes mit einschließt. Denn Vieles habe ich nun bestimmt vergessen, aber nicht Deinen Humor und nicht Deine Freundlichkeit. Ich hoffe, der Kochsche Geist, der Alma-Mater Geist, weht lange nach in diesem Haus. Ich weiß, du bist ein Fan, das kann ich doch so sagen, von *Alexander Humboldt*. Und das heißt, die Welt lockt. Die Wüste lebt. Deshalb zum Schluss das schon angekündigte Gedicht. Ich habe dich zwar nicht gefragt, aber ich gehe davon aus, du hättest es dir gewünscht, nicht von *Goethe*, womit nichts gegen *Goethe* gesagt ist, sondern, du ahnst es, von noch einem Gewährsmann mit B. Wie *Bloch* aus der Pfalz. Richtig. *Hugo Ball* aus Pirmasens. Also, *Gerd Koch*, „alles Gute auf all deinen Wegen“ mit

Karawane

Jolifanto bambla o falli bambla
großiga m'pfa habla horem
egiga goramen
higo bloiko russula huju
hollaka hollala
anlogo bung
blag bung blago bung
ü üü ü
schampa wulla wussa olobo
hey tatta gorem
eschige zunbada
wulubu ssubudu uluwu ssubudu
tumba ba-umf
kusa gauma
1916

► Allgemeines

DZI Spenden-SiegelFORUM 2007. Seit 2005 lädt das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) die mit dem DZI Spenden-Siegel ausgezeichneten Organisationen zu einem jährlichen Workshop nach Berlin ein. Dort werden neue Entwicklungen im Spendenwesen kommuniziert und Spannungsfelder diskutiert. Das Treffen soll auch den Kontakt der Organisationen untereinander und deren Informationsaustausch mit dem DZI und seinen verantwortlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern fördern. Das DZI Spenden-SiegelFORUM 2007 fand am 15. März in den Räumen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften statt. Den 85 Teilnehmenden kündigte DZI-Geschäftsführer Burkhard Wilke in seiner Begrüßungsrede an, dass das DZI in diesem Jahr die seit 1996 inhaltlich unveränderten Spenden-Siegel-Leitlinien überarbeiten wird. Die Grundsatzsubstanz des inzwischen etablierten Prüfverfahrens werde dabei nicht angetastet. Wohl aber seien wichtige Ergänzungen geplant, wie zum Beispiel die Pflicht zur Veröffentlichung von Jahresberichten nach bestimmten inhaltlichen Vorgaben, ausführlichere Bestimmungen zu Provisionen und strengere Regeln für die Planungs-, Entscheidungs- und Kontrollstrukturen. Im Sommer will das DZI einen ersten Änderungsentwurf auf seiner Internetseite veröffentlichen. Auf die geradezu biblische Tradition des Fundraisings wie auch der Verpflichtung zu Transparenz und Rechenschaftslegung wies in seinem Grundsatzvortrag Andreas Lob-Hüdepohl, Professor für theologische Ethik und Rektor der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin, hin. Eine ausführlichere Fassung seines Vortrags ist in der soeben vom DZI herausgegebenen Schrift „Ethik im Fundraising. Kinderpatenschaften, Selbstverpflichtungen und weitere Spannungsfelder“ abgedruckt. Im Anschluss an diesen Vortrag stellte der Vorsitzende des Deutschen Fundraising Verbandes Rüdiger Sornek Profil und strategische Ziele seiner Organisation vor sowie die jüngst von ihr verabschiedete deutsche Übersetzung der „International Statement of Ethical Principles“ der European Fundraising Association (EFA). Sornek sagte, dass der Ethikausschuss des Fundraising-Verbands auf der Basis dieser Grundsätze praktische Regeln für einzelne Fundraisinginstrumente ausarbeiten wolle. In aktuelle Praktiken des Telefonfundraisings führte Peter Schmitz, Managing Director der FRC Fundraising Company ein. Unter anderem hob er hervor, dass die Regelungen des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs zwar für Telefonfundraising nicht gelten, insbesondere von „kalten“ Werbeanrufen aber aus vielerlei Gründen abzuraten sei. Nach der Mittagspause erklärte Jörg Lüsses, Vorstandsassistent bei der Johanniter-Unfallhilfe, wie und weshalb das immer wieder umstrittene Instrument der Fördermitgliedschaftswerbung mit Provisionen funktioniert – und ohne eben nicht. Seine Ausführungen wurden ebenso leidenschaftlich diskutiert wie die anschließenden Thesen von Franz Orth, Geschäftsführer der social concept

GmbH Agentur für Sozialmarketing, zu den Risiken erfolgsabhängiger Bezahlung und regelrechter „Knebelverträge“ wie sie zuweilen zwischen Organisationen und einzelnen Agenturen geschlossen wurden. Auf ebenso großes Interesse trafen zum Ende der Tagung noch die Beiträge von Arne Kasten und Jan-Simon Busse. Kasten, Leiter der Spendenabteilung von Ärzten ohne Grenzen Deutschland, stellte das neue TQE-Qualitätsmanagement-Modell für Fundraisingprozesse vor, das unter anderem auf Initiative seiner Organisation an der Fundraising-Akademie erarbeitet wurde. Dieses QM-Instrument zielt auf die Qualität der Prozesse und Strukturen, nicht auf die der Fundraisinginhalte oder -ergebnisse, hob Kasten hervor. Jan-Simon Busse, als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Göttingen in Kooperation mit PricewaterhouseCoopers (PWC) mit der Entwicklung des PWC-Transparenzpreises befasst, stellte die Neuerungen vor, die PWC nach Gesprächen mit dem DZI, VENRO und der Deutschen Gesellschaft für Controlling in der Sozialwirtschaft (DGCS) in diesem Jahr einführen wird. Programm, Teilnehmerliste und Dias fast aller Vorträge der Veranstaltung sind unter www.dzi.de abrufbar. Das Spenden-SiegelFORUM 2008 ist bereits für den 8. April 2008 terminiert.

Burkhard Wilke

„Sozialer Arbeitsmarkt“ für Langzeitarbeitslose.

„Menschen, die trotz Eingliederungsmaßnahmen der Arbeitsverwaltung weiterhin langzeitarbeitslos sind, benötigen unsere besondere Unterstützung“, so Wilhelm Schmidt, Vorsitzender des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge. „Dies gilt vor allem, wenn persönliche Merkmale wie geringe soziale Kompetenz oder schwerwiegende gesundheitliche Einschränkungen vorliegen.“ Lohnkostenzuschüsse seien ein guter Weg, um die Einstellung leistungsschwächerer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für Arbeitgeber attraktiv zu machen. Der Deutsche Verein appelliert auch an die Träger der Grundsicherung, Vorschläge für die Finanzierung eines „sozialen Arbeitsmarkts“ zu erörtern. Denn es sei allemal besser, Arbeit statt Passivität zu finanzieren. Die öffentlich geförderte Beschäftigung soll keine reguläre Arbeit verdrängen. Deshalb sollen die Leistungsträger gemeinsam mit der Handwerkskammer und anderen Arbeitsmarktakteuren vor Ort über mögliche Beschäftigungsfelder für einen „sozialen Arbeitsmarkt“ beraten. *Quelle: Pressemitteilung des Deutschen Vereins vom März 2007*

50 Jahre ÖKSA. Eine politische Plattform für soziale Arbeit im Wandel der Zeit. Festschrift. Von Gerhard Melinz und Wolfgang Reder. Hrsg. Österreichisches Komitee für Soziale Arbeit. Selbstverlag, Wien 2006, 128 S., keine Preisangabe *DZI-D-7937*

Das Österreichische Komitee für Soziale Arbeit (ÖKSA) wurde im Jahr 1956 als überparteilicher österreichweiter Verein gegründet und ist bis heute eine offene Dialog- und Koordinationsplattform zentraler staatlicher beziehungsweise bundeslandspezifischer und nicht staatlicher Akteure österreichischer Sozialpolitik. Kurz nach dem vereinsrechtlichen Beginn von ÖKSA wirkte es als „ÖKSA/Sozialdienst für ungarische Flüchtlinge“ in Kooperation mit dem Hochkommissariat der Vereinten Nationen für Flüchtlingsfragen bereits aktiv an der Flüchtlingsintegration mit. Das ÖKSA war und ist Mitglied der Dachorganisation International Council on Social Welfare, die 1928 in Paris gegrün-

det wurde und beratenden Status bei den Vereinten Nationen im Sozialbereich innehat. Im nationalen Rahmen bleibt ÖKSA ein Synonym für die Zusammenarbeit unterschiedlichster Akteure moderner Wohlfahrtsstaatlichkeit. Die Autoren fassten in dieser Festschrift die Geschichte des Komitees anlässlich des 50-jährigen Bestehens zusammen. Bestellanschrift: ÖKSA, Geigergasse 5-9/3, St./Zi 2-3, 1050 Wien, Tel.: 0043/1/548 29 22, Fax: 0043/1/545 01 33 E-Mail: office@oeksa.at

Lohnzuschüsse für Ältere. Die Arbeitsagentur muss ältere Arbeitslose darauf hinweisen, dass sie bei der Annahme eines schlechter bezahlten Jobs Lohnzuschüsse bekommen können. Von den über 50-Jährigen könne nicht verlangt werden, sich auf anderen Wegen über die im Jahr 2003 eingeführte „Entgeltsicherung für ältere Arbeitnehmer“ zu informieren, entschied das Bundessozialgericht (BSG) in Kassel. Würden die Arbeitslosen nicht hinreichend aufgeklärt, müssten ihnen die Leistungen auch im Nachhinein bewilligt werden. Dabei spiele es keine Rolle, ob sie sich ihre neue, geringer entlohnte Tätigkeit selbst gesucht haben oder ob sie ihnen von der Arbeitsagentur vermittelt wurde (Az.: B 7a AL 22/06 R). Die Entgeltsicherung war Teil der ersten Hartz-Reformen, die zum 1. Januar 2003 in Kraft traten. Damit sollen Arbeitslose, die über 50 Jahre alt sind und noch mindestens 180 Tage lang Anspruch auf Arbeitslosengeld I haben, zur Annahme auch schlechter bezahlter Beschäftigungen bewegt werden. Sie können dann befristet Zuschüsse zum Lohn und zur Rentenversicherung erhalten. Geklagt hatte ein 57-Jähriger, dem die Leistungen von der Arbeitsagentur verweigert worden waren, weil er sie erst mehrere Monate nach dem Start seiner neuen Beschäftigung beantragt hatte. *Quelle: VdK Zeitung 3.2007*

Engagement macht stark! Unter diesem Motte findet vom 14. bis 23. September 2007 die bundesweite Aktionswoche des bürgerschaftlichen Engagements statt. Die Aktionswoche soll verdeutlichen, wie bürgerschaftliches Engagement die Gesellschaft bereichert und stärkt. Bürger-schaftliches Engagement lohnt sich, sowohl für das Gemeinwesen wie auch für die jeweiligen Aktiven. Weitere Informationen: Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement, Kampagnenteam, Michaelkirchstrasse 17/18, 10179 Berlin, Tel.: 030/629 80-120, Fax: 030/629 80-91 83, E-Mail: aktionswoche@b-b-e.de, Internet: <http://www.engagement-macht-stark.de>, <http://www.b-b-e.de>

► Soziales

Kleinprojektförderung über den Europäischen Sozialfonds (ESF). Das sächsische Staatsministerium für Soziales teilte mit, dass das aktuelle Programm „Lokales Kapital für soziale Zwecke (LOS)“ bis zum 31. Dezember 2007 verlängert wird. Damit können weitere Projekte aus dem sozialen Bereich gefördert werden. Das aus Mitteln des ESF finanzierte Programm unterstützt lokale Kleinprojekte, unter anderem zur beruflichen Eingliederung von am Arbeitsmarkt benachteiligten Personen. Es dient im weiteren Sinne der Verbesserung der Aus-, Weiterbildungs- und Arbeitsmarktsituation, zum Beispiel in der Jugend-, Alten-, Behinderten oder Familienhilfe. Das Sozialministerium unterstützte mit dieser kleinteiligen Förderung seit Beginn im Jahre 2006 landesweit bisher fast 600 Projekte.

Jede Maßnahme wird einmalig mit bis zu 10 000 Euro beachtet. Anträge können bei der Koordinierungsstelle „Lokales Kapital für soziale Zwecke“, Duvier Consult, Neefestraße 88, 09116 Chemnitz gestellt werden. Dort erhalten die Antragstellenden auch Beratung und Unterstützung bei der Beantragung, Organisation, Verwaltung und Durchführung entsprechender Projekte. *Quelle: Pressemitteilung des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales 24.07*

Seniorinnen und Senioren helfen Schülern. Wenn in Berlin an einer Schule sich Schüler und Schülerinnen „in die Wolle“ bekommen, dann landen sie nicht selten bei „Seniorpartner in School“ (SIS). Hier arbeiten ältere Bürgerinnen und Bürger ehrenamtlich und vermitteln bei Streitereien auf professionelle Weise, indem sie nicht Schuld und Unschuld feststellen, sondern die Ursachen des Konflikts mit den Streitenden aufarbeiten. SIS wurde vor fünf Jahren in Berlin gegründet. Zur Konfliktlösung eignen sich fremde, ältere Menschen besonders gut, weil sie anders als Eltern und Lehrende nicht mehr erziehen müssen und bei Jugendlichen dadurch weniger Widerstand auslösen. Wer als Schulmediator oder -medatorin arbeiten will, muss sich für mindestens 18 Monate verpflichten. Die Kosten für die zweiwöchige professionelle Weiterbildung übernimmt der Verein SIS. Informationen: Seniorpartner in School e.V., Tel.: 030/62 72 80 48
Internet: www.seniorpartnerinschool.de

Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft – Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Hrsg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Eigenverlag, Berlin 2006, 295 S., kostenfrei *DZI-D-7833* Mitte letzten Jahres wurde der „Fünfte Altenbericht der Bundesregierung“ dem Deutschen Bundestag übergeben und der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Bericht wurde von einer elfköpfigen multidisziplinären Sachverständigenkommission erstellt, die sich aus Vertretenden der Soziologie, Psychologie, Gerontologie, der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften sowie der Medizinsoziologie zusammensetzt. Im Zentrum des Berichts stehen die Potenziale älterer Menschen in der Erwerbs- und Nacherwerbsphase. Er kann unter www.bmfsfj.de/Publikationen heruntergeladen oder beim Publikationsversand der Bundesregierung bestellt werden, Postfach 48 10 09, 18132 Rostock, Tel.: 018 05/77 80 90, Fax: 018 05/77 80 94
E-Mail: publikationen@bundesregierung.de

DBSH fordert zweckgebundene Sozialsteuer. Der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit (DBSH) weist darauf hin, dass Armut nicht nur finanzielle Aspekte betrifft und in den verschiedensten Bevölkerungsgruppen anzutreffen ist. Der DBSH fordert mehr materielle Hilfen für Familien mit Kindern, alte Menschen und ein Mehr an Personal und Qualität bei sozialen Diensten und Einrichtungen, angefangen vom Kindergarten bis hin zum Pflegeheim. Dabei verkennt der DBSH nicht, dass dies zusätzliche Mittel notwendig macht. Natürlich haben die Bürgerinnen und Bürger ein Recht zu wissen, wofür ihre Steuern verwendet werden. Darum fordert der Berufsverband eine Sozialsteuer für höhere Vermögen, Gewinne und Bezieher höher Einkommen. *Quelle: Forum sozial 2.2007*

Landesarbeitsgemeinschaft gemeinschaftlicher Wohnprojekte. 40 Wohnprojekte in Rheinland-Pfalz haben sich zu einer Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Wohnprojekte zusammengeschlossen. Die LAG soll dazu beitragen, die Entwicklung neuer Wohnformen insbesondere für ältere Menschen weiter voranzutreiben. Die Beratungsstelle Lebenswohrraum des Deutschen Roten Kreuzes, Kreisverband Mainz-Bingen wertete die Gründung als einen wichtigen Impuls und Meilenstein in der Entwicklung des gemeinschaftlichen Wohnens. Die Beratungsstelle Lebenswohrraum begleitet und unterstützt Wohnprojekte in Rheinland-Pfalz. Sie wird in diesem Jahr mit 25 000 Euro durch das Landesfamilienministerium gefördert; sie übernimmt auch die Begleitung der neuen Landesarbeitsgemeinschaft. *Quelle: Pressedienst des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Familie und Frauen des Landes Rheinland-Pfalz 033-5/07*

► Gesundheit

Unabhängige Patientenberatung. Ende Januar 2007 nahm der Modellverbund „Unabhängige Patientenberatung Deutschland gGmbH“ (UPD) seine Tätigkeit auf. Grundlage ist ein Vertrag der Spitzenverbände der gesetzlichen Krankenversicherung mit den drei UPD-Trägerorganisationen Verbraucherzentrale Bundesverband, Sozialverband VdK und Verbund Unabhängiger PatientInnenstellen. Die neue Institution muss nach Ansicht der Patientenbeauftragten der Bundesregierung dafür sorgen, dass Patientinnen und Patienten ihre Rechte als „mündige Versicherte“ ausfüllen können. Der federführende AOK-Bundesverband sieht in dem Modellverbund einen Beitrag zu mehr Transparenz und Autonomie für kranke Menschen. *Quelle: G+G Blickpunkt 2.2007*

Aktuelle Forschung und Projekte zum Thema Demenz. Hrsg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Eigenverlag, Berlin 2006, 42 S., kostenfrei *DZI-D-7922*

In der Bundesrepublik Deutschland leiden bereits etwa 1,2 Millionen Menschen an einer Demenz. Bei älteren Menschen handelt es sich meist um die Demenz vom Alzheimer-Typ. Sie wird oft zu spät erkannt und dann nicht angemessen behandelt. Die meisten Demenzkranken werden zu Hause von ihren Angehörigen betreut. Hoch belastete pflegende Angehörige erkranken häufig. Trotz aller Fortschritte und Erfolge der Forschung über Demenz in den letzten zehn Jahren kann nicht auf den wissenschaftlichen Durchbruch gewartet werden. Denn schon heute müssen passende Hilfe- und Versorgungsangebote für Betroffene und ihre Familien bereitgehalten werden. Aus Forschungs- und Praxisprojekten stehen inzwischen Ergebnisse zur Verfügung, die wertvolle Impulse für eine qualitätvolle Betreuung demenzkranker Menschen geben. Einige davon werden in dieser Broschüre vorgestellt. Bestellschrift: Publikationsversand der Bundesregierung, Postfach 48 10 09, 18132 Rostock, Tel.: 018 05/77 80 90, Fax: 018 05/77 80 94, E-Mail: publikationen@bundesregierung.de

Suchtberatung online. Bei der Caritas in der Diözese Münster gibt es ab März 2007 auch online das Angebot einer Suchtberatung. Zwei Beratungsstellen beginnen als erste, die übrigen 15 werden bis zum Sommer hinzukommen. Unter der Adresse www.beratung-caritas.de können

Bürgerinnen und Bürger rund um die Uhr Fragen zu Drogen und Sucht stellen und dabei auf Wunsch auch anonym bleiben. Die Mitarbeitenden vor Ort werden diese spätestens innerhalb von 48 Stunden beantworten. „Dies ist ein niedrigschwelliges Angebot in einem geschützten Rahmen“, erklärte Caritas-Referentin Ute Cappenberg vom Diözesancharitasverband Münster. Sie erhofft sich von dem neuen Angebot, dass Hilfe früher möglich ist und verstärkt jüngere Menschen erreicht werden können. Die persönliche Beratung wird dadurch nicht ersetzt, aber es könnten erste Fragen geklärt werden. Dabei würde auch klar, ob und welche weitere Unterstützung durch eine Beratungsstelle sinnvoll sei. Hierbei sind auch einige Grundinformationen zum Thema Sucht auf den Internetseiten des Beratungsportals dienlich. Online-Beratung bietet die Caritas unter derselben Adresse auch zu den Themen Schwangerschaft, Erziehung und Kur an. Weitere Informationen und die Adressen der örtlichen Beratungsstellen sind unter der Adresse www.caritas-muenster.de zu erhalten. *Quelle: Newsletter des Caritasverbandes für die Diözese Münster e.V. vom Februar 2007*

Weniger Unfälle und Berufskrankheiten. Der Bericht „Sicherheit und Gesundheit bei der Arbeit 2005“ der Bundesregierung zeigt, dass Beschäftigte sich immer seltener am Arbeitsplatz verletzen oder dort krank werden. Der Bericht macht deutlich, dass Unternehmen in Deutschland auf immer umfangreichere betriebliche Gesundheitsförderung und besseren Arbeitsschutz setzen. Technische Neuentwicklungen, veränderte Arbeitsorganisation und geeignete Arbeitsplatzgestaltung trugen dazu bei, dass sich Belastungen bei Beschäftigten verringerten und Risiken in der Arbeitswelt verminderten. Die meldepflichtigen Arbeitsunfälle gingen im Vergleich zum Jahr 2002 um 21,2 % auf 1 029 520 in 2005 zurück. *Quelle: Die BKK 2/2007*

Kosten der Heimpflege in Pflegeklasse III. Ende des Jahres 2005 waren in der höchsten Pflegeklasse für vollstationäre Unterbringung und Pflege durchschnittlich 2 706 Euro an das Pflegeheim zu entrichten. In der Pflegeklasse II betrug der Durchschnittssatz 2 280 Euro und in der Pflegeklasse I 1 854 Euro. Die Vergütung der Heime ist in allen neuen Bundesländern unterdurchschnittlich: Der geringste Satz für Pflege, Unterkunft und Verpflegung in der höchsten Klasse errechnet sich für Sachsen und Sachsen-Anhalt mit monatlich 2 250 Euro. Die höchsten Pflegesätze wurden in Nordrhein-Westfalen (3 101 Euro) und Hamburg (3 010 Euro) entrichtet. Zusätzlich zu den genannten Ausgaben können weitere Belastungen für die Bewohnerinnen und Bewohner entstehen, insbesondere für gesondert berechenbare Investitionsaufwendungen. Diese werden in der Pflegestatistik allerdings nicht erfasst. Nach Ergebnissen der Repräsentativerhebung „Hilfe- und Pflegebedürftige in Alteinrichtungen 2005“ wurden den Pflegebedürftigen in 89 % der Heime zusätzliche Investitionskosten von durchschnittlich 376 Euro in Rechnung gestellt. *Quelle: Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes 109/07*

► Jugend und Familie

Anspruch auf Kindergeld. Eltern haben Anspruch auf Kindergeld, wenn ihr Kind nur wegen der Beiträge zur Krankenversicherung den Grenzbetrag der jährlichen Ein-

künfte von 7 680 Euro überschreitet. Beiträge zu einer freiwilligen gesetzlichen oder privaten Krankenversicherung dürften genauso wie Abgaben an die Sozialversicherung von den Einkünften des Kindes abgezogen werden, entschied der Bundesfinanzhof (BFH). Es könne kein Unterschied gemacht werden, wenn der Arbeitgeber die Beiträge bei der Sozialversicherung einbehalte oder das Kind diese selbst entrichte. Das Bundesverfassungsgericht hatte im Januar 2005 entschieden, dass die Sozialversicherungskosten abzugsfähig sind. Zudem entschied der BFH, dass Beiträge zur gesetzlichen Rentenversicherung vor 2005 steuerlich nur beschränkt absetzbar sind. Mit dem Alterseinkünftegesetz wurden die Abschreibungsmöglichkeiten ab 2005 ausgeweitet. Davor eingezahlte Beiträge könnten heute nicht als vorweggenommene Werbungskosten verrechnet werden. Sie seien lediglich bis zu dem Höchstbetrag absetzbar, der bis 2005 gegolten habe. *Quelle: Stimme der Familie 11-12.2006*

European Volunteer Centre. Das Europäische Freiwilligenzentrum (CEV) mit Sitz in Brüssel hat die nächsten Schwerpunkte seiner Arbeit festgelegt. Auf der letzten Mitgliederversammlung wurde beschlossen, drei Arbeitsbereichen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. So soll die Förderung von Jugendfreiwilligendiensten auf lokaler Ebene auf einer Konferenz beleuchtet werden. Ebenso vorangetrieben werden sollen die Themen „Verhältnis von Freiwilligen- und Erwerbsarbeit“ sowie „Kompetenzgewinn im Engagement: Lebenslanges Lernen“. Das CEV ist ein europäischer Dachverband 32 nationaler und regionaler Freiwilligenzentren und -organisationen aus 18 europäischen Ländern sowie aus Israel. *Quelle: Paritätischer Rundbrief des Landesverbands Berlin 1-2.2007*

Mehrgenerationenhäuser. Das Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser der Bundesregierung hat zum Ziel, den Zusammenhalt und den Austausch der verschiedenen Lebensalter zu stärken. Bundesweit sollen 439 Zentren dieser Art entstehen – ein Haus in jeder kreisfreien Stadt und jedem Landkreis. Sie sind offene Treffpunkte, in denen unter anderem folgende Maßnahmen angeboten werden sollen: frühe Förderung von Kindern und Jugendlichen, Nutzen der Potenziale älterer Menschen, Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Qualifizierung und (Wieder-)Einstieg ins Erwerbsleben, Zusammenwirken von Haupt- und Ehrenamt, freiwilliges Engagement und Selbsthilfe, hauswirtschaftliche Dienstleistungen. Träger erhalten einen jährlichen Zuschuss von bis zu 40 000 Euro. Dieser kann bis zu 50 % für Personalkosten verausgabt werden, Bauinvestitionen können davon nicht getätigt werden. Die Förderung ist auf fünf Jahre begrenzt. In einer ersten Förderphase konnten Träger bis September 2006 Bewerbungen abgeben, 200 Häuser sind inzwischen bewilligt. Eine zweite Förderphase ist für April 2007 geplant. Bislang gibt es zehn Mehrgenerationenhäuser in Trägerschaft der Arbeiterwohlfahrt. *Quelle: AWOMagazin 3-4.2007*

100 Jahre AFET – 100 Jahre Erziehungshilfe. Band I: 1906 – 2005. Quellen und Materialien, zusammengestellt und kommentiert von Martin Scherpner und Christian Schrappner sowie Autorenbeiträge. AFET Veröffentlichung 66/2006. Selbstverlag. Hannover 2006, 376 S., EUR 25,– *DZI-D-7862*

1906 fand der erste Allgemeine Fürsorge- und Erziehungstag (AFET) statt. Damals wurden in Breslau unter anderem die Themen „Erziehungswert der Arbeit“, „Psychiatrische Gesichtspunkte in der Behandlung und Beurteilung der Fürsorgezöglinge“, „Fürsorgeerziehung oder Gefängnis?“ referiert und diskutiert. Hundert Jahre später sind diese Themen nicht fremd. Die Arbeit mit und für Kinder, Jugendliche und Familien war und ist die gemeinsame Arbeit öffentlicher und freier Träger. Diese Gemeinsamkeit erfordert den Dialog, dem der AFET immer wieder eine Plattform gab und gibt, die Beiträge in diesem Band machen das deutlich. Aus dem jeweiligen Blickwinkel der Autorinnen und Autoren werden Entwicklungsstränge der Heimerziehung beziehungsweise der Hilfe zur Erziehung aufgezeigt, unterstützt durch geschichtliche Dokumente. Bestellanschrift: AFET, Osterstraße 27, 30159 Hannover, Tel.: 05 11 / 35 39 91-41, Fax: 05 11/35 39 91-50
E-Mail: rheinlaender@afet-ev.de

Verbesserung der Förderung von Kinderhospizen.

Bisher mussten Kinderhospize durch Spenden und ehrenamtliches Engagement einen Kostenanteil von 10 % der vertraglich vereinbarten Tagesbedarfsätze selber tragen. Die Kinderkommission hat sich im Deutschen Bundestag für eine Änderung eingesetzt. Nunmehr soll dieser Eigenanteil, der nicht über die Krankenkassen, die Pflegeversicherung oder die Sozialhilfe getragen wird, auf 5 % verringert werden. Kinderhospize werden damit in ihrer wichtigen Arbeit gestärkt und in ihrem Fortbestand gesichert. Sie begleiten schwerstkranke Kinder und vor allem deren Eltern und Geschwister oftmals über Jahre. Derzeit gibt es in Deutschland sieben stationäre Kinderhospize, zwei weitere befinden sich in Planung. Tod und Sterben galten in der Kinderpolitik lange Zeit als Tabu. „Die Neuregelung ist ein wichtiger Schritt, dieses Tabu zu brechen“, erklärte die Vorsitzende der Kinderkommission, die Abgeordnete Marlene Rupprecht. „Gerade todkranke Kinder und ihre Familien verdienen volle Unterstützung. Diese sollte nicht auf die finanzielle Ebene beschränkt bleiben. Eine breite gesellschaftliche Diskussion ist erforderlich, die die Hospizarbeit bekannter macht und auf eine Solidarisierung mit den Betroffenen zielt.“ *Quelle: dbjr-info des Deutschen Bundesrings 1.2007*

► Ausbildung und Beruf

Corporate Social Responsibility (CSR). Mit breiter Beteiligung von Wirtschaft, Gewerkschaften und Nichtregierungsorganisationen starteten die Evangelischen Akademien in Deutschland ein Projekt zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen für die soziale, ökologische und kulturelle Globalisierung. Fordert die ökonomische Globalisierung notwendigerweise eine soziale und kulturelle Verantwortung für Unternehmen? Nicht zuletzt vor dem Hintergrund des zunehmenden ökologischen Bewusstseins verlieren Unternehmen, die sich Nachhaltigkeitsaspekten verschließen, an Akzeptanz und Image in der Gesellschaft und bei Konsumierenden. Eine große Zahl von Unternehmen hat Nachhaltigkeitskriterien freiwillig anerkannt und beginnt, diese in der Geschäftspolitik umzusetzen. Für diese Umsetzungsprozesse gibt es Good-practice-Beispiele. Andererseits finden auch weltweit Verletzungen von wirtschaftlich-sozialen und umweltbezogenen Menschenrechten in den globalen Wertschöpfungs-

ketten statt. Gewerkschaften und Nichtregierungsorganisationen beklagen, dass vorhandene nationale Umwelt- und Sozialgesetze nur zurückhaltend angewandt werden und multinational auf diesem Gebiet ein Regulierungsvakuum existiert. Vor diesem Hintergrund beginnen die Evangelischen Akademien in Deutschland ein breit angelegtes Projekt mit einer Laufzeit von zwei Jahren, das von der Hans-Böckler-Stiftung mitfinanziert wird. In fünf Regionen finden thematisch fokussierte Workshops, Untersuchungseinheiten und Tagungen statt. Weitere Informationen: Evangelische Akademie Meißen, Tel.: 035 21/47 06 16, Fax: 035 21/47 06 99
E-Mail: bettina.musiolek@ev-akademie-meissen.de

Lage und Zukunft der Bewährungshilfe in Deutschland.

Erfahrende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Bewährungshilfe beziehungsweise aus angrenzenden Arbeitsfeldern legten eine kritische Analyse der aktuellen Lage der Bewährungshilfe/Sozialen Dienste der Justiz in Deutschland vor und begründeten die Notwendigkeit von Veränderungen. Aktueller Anlass sind Diskussionen in der Politik und in den Landesjustizverwaltungen, die sich vornehmlich mit Fragen der Organisation einschließlich der Trägerschaft unter veränderten finanziellen Rahmenbedingungen befassen. Die Denkschrift der in der Praxis Tätigen stellt, losgelöst von konkreten Organisationsmodellen, Grundbedingungen und Essentials für eine veränderte Bewährungshilfe bezogen auf inhaltlich-konzeptionelle, organisatorisch-strukturelle und personelle Aspekte vor. Stichworte aus der Denkschrift sind: Einführung verbindlicher Standards, Maßnahmen zur Qualitätssicherung, neue Arbeitsformen neben klassischer Einzelfallhilfe, Zusammenführung verschiedener Arbeitsbereiche, Wahrnehmung der Dienst- und Fachaufsicht auf der Grundlage berufsspezifischer Fach- und Feldkompetenz. Die 45 Seiten umfassende Schrift ist einzusehen unter: www.dbh-online.de/service/denkschrift_06.pdf

Praxistipp. Versuchen Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen aus dem Urlaub telefonisch Kontakt zum Arbeitgeber aufzunehmen und um Verlängerung des Urlaubs zu bitten, sollten sie sich die erbetene Genehmigung ausdrücklich bestätigen lassen. Reagiert der Chef, die Chefin nämlich nicht auf den Wunsch, können Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer nicht von einer erteilten Zustimmung ausgehen und sollten daher rechtzeitig den Urlaub beenden. Einer Urlaubsverlängerung kann in einem solchen Fall die fristlose Kündigung folgen (Arbeitsgericht Frankfurt am Main 2.12.2002 – 15 Ca 7998/02). *Quelle: info BKK-VBU Service 1.2007*

Jugendberufshilfe. Rechtsgrundlagen, Entwicklungen, Bewertungen. Von Christian Hampel. Hrsg. Landesarbeitsgemeinschaft Katholische Jugendsozialarbeit Nordrhein-Westfalen e.V. Selbstverlag. Köln 2006, 99 S., EUR 12,90 *DZI-D-7878*

Der Autor beschreibt die Entwicklungen der Benachteiligtenförderung in der Bundesrepublik Deutschland mit der Komplexität ihrer Programme und Rechtsgrundlagen und zeichnet damit die gesamtgesellschaftliche Debatte um den Stellenwert der beruflichen und sozialen Integration junger Menschen nach. Die für dieses Arbeitsfeld relevanten Regelungen in den einschlägigen rechtlichen Grund-

lagen der Sozialgesetzbücher II (Grundsicherung für Arbeitsuchende), III (Arbeitsförderung) und VIII (Jugendhilfe) und auch im Berufsbildungsgesetz werden beschrieben. Im Zentrum der Publikation steht die Auseinandersetzung mit den Förderangeboten der Arbeitsverwaltung und die Beschreibung und kritische Reflexion der Angebote zur Grundsicherung junger Menschen (Hartz IV), auf die heute mehr als die Hälfte aller jungen Arbeitslosen angewiesen sind. Bestellanschrift: LAG KJS NRW, Postfach 290 250, 50524 Köln, Tel.: 02 21/278 06-220, Fax: 02 21/278 06-225, E-Mail: thomas.puetz@jugendsozialarbeit.info

Schweizer Stellenbörse im Sozialbereich. Der Förderverein sozialinfo.ch und AvenirSocial führen seit Januar 2007 gemeinsam eine Online-Stellenplattform. Mit derzeit über 100 Stellenangeboten ist dies die größte Börse der Schweiz für Berufe der Sozialen Arbeit. Mit einer einzigen Anzeige werden die Besuchenden der beiden Homepages www.sozialinfo.ch und www.avenirsocial.ch erreicht. Stellen anbietende und -vermittelnde erreichen somit schnell und gezielt ihr Publikum. Diese Partnerschaft zwischen dem Berufsverband und sozialinfo.ch bedeutet eine attraktive Dienstleistung, da Angebote online rasch und kostengünstig publiziert werden. *Quelle: SozialAktuell, AvenirSocial 2.2007*

Pflegeverband fordert neuen Personalschlüssel. Auf erneute Skandalmeldungen zur Situation in Pflegeheimen reagierte der Deutsche Berufsverband für Pflegeberufe e.V. (DBfK) mit der Forderung nach einer Erhöhung des Fachpersonalschlüssels in Pflegeheimen. Misstände in Heimen sind häufig eine Folge der Überarbeitung des Personals. Daher fordert der Verband von der Politik die Einführung eines Personalbemessungsverfahrens in deutschen Pflegeheimen, das den tatsächlichen Pflegeaufwand berücksichtigt. In vielen Heimen wird es wegen des Kostendrucks für das Personal immer schwerer, eine gute Betreuung für die Bewohnerinnen und Bewohner zu leisten. Es ist zu wenig ausgebildetes Personal für zu viele Menschen verantwortlich. Gründe liegen in Versäumnissen der Träger, aber vor allem in der Politik, die Heimbetreiber nicht ausreichend mit Mitteln versorgen. Die Folge ist die Einstellung von Billigpersonal ohne Ausbildung. Die Zahl der Menschen mit schwerstem Pflegebedarf bei steigender Lebenserwartung nimmt zu, so dass die Pflegekräfte sich heute intensiver als noch vor einigen Jahren um die einzelne Person kümmern müssen. Der Berufsverband fordert aktive Maßnahmen zur Steigerung der Attraktivität der Pflegeberufe, das heißt verbesserte Rahmenbedingungen und die Erhöhung der Ausbildungszahlen. Perspektivisch ist als Lösung die Erstausbildung von Pflegefachkräften an Hochschulen anzustreben, wie das weltweit üblich ist. *Quelle: Pressemitteilung des DBfK vom Februar 2007*

Tagungskalender

9.5.2007 Hannover. Fachtagung: Armut im Alter – heute noch kein Thema? Information: Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V., Fenskeweg 2, 30165 Hannover, Tel.: 05 11/350 00 52, E-Mail: info@gesundheits-nds.de

11.-12.5.2007 Lindau am Bodensee. ptzSymposium 07: Entwicklungsräume für Kinder und Jugendliche. Information: ptz cormann, Sabine Martin, Schneehalde 48, 88131 Lindau, Tel.: 083 82/39 18, Fax: 083 82/231 69 E-Mail: ptz@cormanninstitute.de

12.5.2007 Fulda. Tagung: Schule und Asperger. Information: autismus Deutschland e.V., Bundesverband zur Förderung von Menschen mit Autismus, Bebelallee 141, 22297 Hamburg, Tel.: 040/511 56 04, Fax: 040/511 08 13 E-Mail: info@autismus.de

8.-9.6.2007 Bielefeld. Fachtagung: Health Inequalities II. Determinanten und Mechanismen gesundheitlicher Ungleichheit. Information: Landesvereinigung für Gesundheit Niedersachsen e.V., Fenskeweg 2, 30165 Hannover, Tel.: 05 11/350 00 52, E-Mail: info@gesundheits-nds.de

11.-13.6.2007 Heidelberg. Kongress: Die Qualitäten der Suchtbehandlung. Information: Fachverband Sucht e.V., Walramstraße 3, 53175 Bonn, Tel.: 02 28/26 15 55, Fax: 02 28/21 58 85, E-Mail: u.reingen@sucht.de

11.-15.6.2007 Weingarten (Oberschwaben). Seminar für Führungskräfte: Erfolgreich Führen in Zeiten der Veränderung. Information: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Kirchplatz 7, 88250 Weingarten, Tel.: 0751/ 56 86-0, Fax: 07 51/56 86-222 E-Mail: weingarten@akademie-rs.de

13.-14.6.2007 Leipzig. Kongress: Erfolg durch Vernetzung: Die dritte Generation eGovernment und die EU-Dienstleistungsrichtlinie. Information: dbb akademie, Christa Vißers, Dreizehnmorgenweg 36, 53175 Bonn, Tel.: 02 28/81 93-111, E-Mail: c.vissers@dbbakkademie.de

14.-15.6.2007 Berlin. Berliner Personaltage 2007: Der neue Tarifvertrag in der praktischen Umsetzung. Information: Kommunales Bildungswerk e.V., Gürtelstraße 29a/30, 10247 Berlin, Tel.: 030/29 33 50-0, Fax: 030/29 33 50-39 E-Mail: info@kbw.de

18.-19.6.2007 Wiesbaden. 12. Deutscher Präventionstag: Starke Jugend – starke Zukunft. Information: Deutscher Präventionstag, Am Waterlooplatz 5 A, 30169 Hannover, Tel.: 05 11/235 49 49, Fax: 05 11/235 49 50 E-Mail: DPT@praeventionstag.de

Bibliographie Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie/ Sozialgeschichte

Harz, Frieder: Neugierig hinschauen – Gemeinsamkeiten erschließen: interreligiöse Erziehung und Bildung. - In: Kindergarten heute ; Jg. 35, 2006, Nr. 12, S. 6-12. *DZI-3048*

Niemeyer, Christian: Über Nietzsche, den Niedergang des Bürgertums und das Ende der bürgerlichen Jugendbewegung. - In: Zeitschrift für Sozialpädagogik ; Jg. 5, 2007, Nr. 1, S. 2-14. *DZI-3042*

2.01 Staat/Gesellschaft

Funke, Kira: Modellprojekt „Freiwilligendienst von jungen Menschen mit Migrationshintergrund in den Jugendmigrationsdiensten“. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 243-246. *DZI-0231*

Hagstad, Gunhild O.: Transfers between grandparents and grandchildren – the importance of taking a three-generation perspective. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 18, 2006, Nr. 3, S. 315-332. *DZI-3038*

Hermann, Jürgen: Begleitende Öffentlichkeitsarbeit für die Jugendmigrationsdienste. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 249-253. *DZI-0231*

Herzberg, Heidrun: „Wider benefits of learning“ im Kontext zivilgesellschaftlichen Handelns: Eine Untersuchung individueller und kollektiver Lernprozesse. - In: Neue Praxis ; Jg. 36, 2006, Nr. 6, S. 595-608. *DZI-2387*

Motel-Klingebiel, Andreas: Familie im Wohlfahrtsstaat: zwischen Verdrängung und gemischter Verantwortung. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 18, 2006, Nr. 3, S. 290-314. *DZI-3038*

Münder, Johannes: Föderalismusreform – Abschied von einer fast 100-jährigen deutschlandweiten Jugendhilfe? - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 11/12, S. 497-503. *DZI-0135*

Pott, Elisabeth: Macht's mit der BZgA zusammen: Zur Kooperation mit der pro familia. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 21-22. *DZI-2643z*

Rehn, Gerhard: Was wird nach der Föderalismusreform aus der Gesetzgebung zum Strafvollzug? - In: Neue Kriminalpolitik ; Jg. 18, 2006, Nr. 4, S. 122-124. *DZI-2990*

Schulz, Franziska: integrate! – ein IT-gestütztes Integrationsförderplanverfahren. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 226-231. *DZI-0231*

2.02 Sozialpolitik

Genzke, Jürgen: Aktuelle Finanzlage in der allgemeinen Rentenversicherung. - In: RV aktuell ; Jg. 53, 2006, Nr. 12, S. 489-497. *DZI-0902z*

Holch, Martin: Offene Baustellen: Das Programm „Die Soziale Stadt“ und die sozialen Träger. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 16-19. *DZI-0228*

Kleber, Michaela: Kostenloser Zugang zu Verhütungsmitteln: Überflüssiger Luxus oder kluge Sozialpolitik? - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 27-29. *DZI-2643z*

Künemund, Harald: Öffentliche und private Transfers und Unterstützungsleistungen im Alter – „crowding out“ oder „crowding in“? - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 18, 2006, Nr. 3, S. 269-289. *DZI-3038*

Loose, Brigitte: Alterssicherung – auch in Zukunft armutsfest? Optionen der Armutsprävention in der Alterssicherung. - In: RV aktuell ; Jg. 53, 2006, Nr. 12, S. 479-488. *DZI-0902z*

Masson, Alix: Die Zukunft der EU-Jugendpolitik mitgestalten. - In: Jugendpolitik ; Jg. 32, 2006, Nr. 4, S. 14-15. *DZI-1227*

Pohlmann, Andreas: Betriebsrenten und Wertkonten: flexible Gestaltungsmöglichkeiten der Altersvorsorge nutzen. - In: Krankendienst ; Jg. 79, 2006, Nr. 11, S. 334-337. *DZI-0334*

Schrock, Tim: Europäische Kinderpolitik ohne Jugendverbände? Kinderrechte in Europa. - In: Jugendpolitik ; Jg. 32, 2006, Nr. 4, S. 25-26. *DZI-1227*

2.03 Leben/Arbeit/Beruf

Dorau, Ralf: Erfolg der Absoluten auf dem Arbeitsmarkt als Maßstab für die Qualität der Ausbildung. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 35, 2006, Nr. 6, S. 24-27. *DZI-2660z*

Hennessey, Richard: Lebensqualität statt Qualitätskontrolle: Teil II. - In: Heim und Pflege ; Jg. 37, 2006, Nr. 12, S. 362-365. *DZI-2496z*

Lusch, Martina: Mitarbeiter des DCV 1990-2004. - In: neue caritas ; Jg. 108, 2007, Nr. 2, S. 20-25. *DZI-0015z*

Möhrke, Stefan: Soziales Management in der Wohnungswirtschaft: „Wohnsozialarbeit“ als attraktives Tätigkeitsfeld. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 3-6. *DZI-0228*

Neuer-Miebach, Therese: Von der Raumstadt zur Sozialen Stadt: Die Entwicklung problematischer Stadtteile – Beispiel Nordweststadt in Frankfurt am

Main. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 20-25. *DZI-0228*

Reiber, Karin: Kompetenz als Leitkategorie für die Qualität beruflicher Bildung. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 35, 2006, Nr. 6, S. 20-23. *DZI-2660z*

Roscher, Eike: Ältere Bodenbelastungen und Human-Biomonitoring – zwei Fallbeispiele. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 68, 2006, Nr. 12, S. 787-795. *DZI-0021z*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Apel, Christina: Der Jugend eine Stimme geben – weltweit: Jugenddelegierte bei den Vereinten Nationen. - In: Jugendpolitik ; Jg. 32, 2006, Nr. 4, S. 32-33. *DZI-1227*

Bellwinkel, Michael: Mehr Gesundheit für alle: Betriebskrankenkassen wollen sozial Benachteiligte mit Präventionsangeboten erreichen. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2007, Nr. 1, S. 24-26. *DZI-2193z*

Binne, Heike: Das Haus der Zukunft in Bremen-Lüsum: Auf dem Weg zum Mehrgenerationenhaus. - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 83, 2006, Nr. 5, S. 287-297. *DZI-2961z*

Buske, Christian: Schulische Führungskräfte – Schlüssel zum Erfolg. - In: Supervision ; 2006, Nr. 4, S. 49-53. *DZI-2971*

Degen, Johannes: Mehr Freiheit: Sozialwirtschaft. - In: Sozialwirtschaft ; Jg. 17, 2007, Nr. 1, S. 11-13. *DZI-2991z*

Dietz, Angela: Ein Erfolgsmodell: Das Modellprojekt „Arzt im Pflegeheim“ verbessert die ärztliche Versorgung in Heimen und trägt zu großen finanziellen Einsparungen bei. - In: Heim und Pflege ; Jg. 37, 2006, Nr. 12, S. 368-369. *DZI-2496z*

Fabel, Paul: Schulmediation – Schüler/-innen intervenieren zwischen zwei streitenden Parteien. - In: Supervision ; 2006, Nr. 4, S. 4-7. *DZI-2971*

Kessmann, Heinz-Josef: Ausschreibungsverfahren ist Scheinwettbewerb. - In: neue caritas ; Jg. 108, 2007, Nr. 2, S. 16-18. *DZI-0015z*

Lazarus, Jeffrey V.: Und was macht die WHO? Antworten zu Prävention, Behandlung & Pflege in Europa. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 10-11. *DZI-2643z*

Marx, Anke: Anti-Gewalt-Training des Sozialen Dienstes der Justiz und der JVA Magdeburg. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 386-395. *DZI-0715*

Tondorf, Günter: Plädoyer für einen modernen Jugendstrafvollzug. - In: ZJJ ; Jg. 17, 2006, Nr. 4, S. 241-248. *DZI-2992z*

Wöhler, Ulrich: Kommunale Sozialverwaltung richtet sich neu aus: Auswirkungen auf die Betreuung(sbehörden). - In: *Betreuungsrechtliche Praxis* ; Jg. 15, 2006, Nr. 6, S. 204-210. *DZI-3018*

4.00 Sozialberufe/ Soziale Tätigkeit

Unterbrink, Thomas: Lehrergesundheitsprävention: Coaching-Gruppen für schulische Lehrkräfte nach dem Freiburger Modell. - In: *Supervision* ; 2006, Nr. 4, S. 8-15. *DZI-2971*

5.01 Sozialwissenschaft/ Sozialforschung

Kolz, Heinz: Das Miteinander der Generationen im demografischen Wandel. - In: *Unsere Jugend* ; Jg. 58, 2006, Nr. 11/12, S. 481-488. *DZI-0135*

Neumann, Norbert-Ulrich: Meditation aus neurobiologischer Sicht – Untersuchungsergebnisse bildgebender Verfahren. - In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* ; Jg. 56, 2006, Nr. 12, S. 488-492. *DZI-0516z*

Weber, Peter: Wie man neue Produkte entwickelt: Kreativität. - In: *Sozialwirtschaft* ; Jg. 17, 2007, Nr. 1, S. 29-31. *DZI-29912*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Bayerl, B.: Egalitäre und individualistische Gerechtigkeitsvorstellungen zur gesundheitlichen Versorgung: Ergebnisse einer Befragung von Patienten und Studenten. - In: *Das Gesundheitswesen* ; Jg. 68, 2006, Nr. 12, S. 739-746. *DZI-0021z*

Eicker, Andreas: Sterbe- und Suizidhilfe in der Schweiz: Was gibt es Neues? - In: *Neue Kriminalpolitik* ; Jg. 18, 2006, Nr. 4, S. 135-142. *DZI-2990*

Herzog, Dagmar: Abtreibung = Auschwitz: Der historische Hintergrund einer falschen Gleichung. - In: *Pro Familia Magazin* ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 25-26. *DZI-2643z*

Mangione, Cosimo: Ärztliche Beratung in der Pränataldiagnostik – neue Chancen für die Sozialpädagogik? Zwischen zwanghaften Risiken und der Selbstbestimmung schwangerer Frauen. - In: *Neue Praxis* ; Jg. 36, 2006, Nr. 6, S. 630-645. *DZI-2387*

Mehnert, Anja: Die Erfassung psychosozialer Belastungen und Ressourcen in der Onkologie: Ein Literaturüberblick zu Screeningmethoden und Entwicklungstrends. - In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* ; Jg. 56, 2006, Nr. 12, S. 462-479. *DZI-0516z*

5.03 Psychologie

Böseler, Karin: Musiktherapie als Erlebnis und „seelische“ Unterstützung:

Begleitung von behinderten Menschen. - In: *Standpunkt: sozial* ; 2006, Nr. 3, S. 59-61. *DZI-2987*

Heckerens, Hans-Peter: Ein effektives und effizientes Verfahren bei schweren Störungen des Sozialverhaltens – die Multisystemische Therapie. - In: *Neue Praxis* ; Jg. 36, 2006, Nr. 6, S. 658-664. *DZI-2387*

Koemeda-Lutz, Margit: Evaluation der Wirksamkeit von ambulanten Körperpsychotherapien – EWAK: Eine Multi-zenterstudie in Deutschland und in der Schweiz. - In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie* ; Jg. 56, 2006, Nr. 12, S. 480-487. *DZI-0516z*

Matt, Eduard: Gewalthandeln und Kontext – das Beispiel Bullying. - In: *Bewährungshilfe* ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 339-348. *DZI-0715*

Mäule, Thomas: „Ein schneller Tod ist ein schöner Tod“. - In: *Heim und Pflege* ; Jg. 37, 2006, Nr. 12, S. 366-367. *DZI-2496z*

Rass, Eva: Erkenntnisfortschritte in der Psychoanalyse: Implikationen für die Psychotherapie und sozialpädagogische Versorgung von Kindern und Jugendlichen. - In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* ; Jg. 5, 2007, Nr. 1, S. 51-69. *DZI-3042*

Smith, David: Making sense of psychoanalysis in criminological theory and probation practice. - In: *Probation Journal* ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 361-376. *DZI-0049*

Wahls, Olaf: Der außerbegriffliche Dialog: Symmetrische Kommunikation von und mit schwerstbehinderten Menschen. - In: *Standpunkt: sozial* ; 2006, Nr. 3, S. 42-48. *DZI-2987*

5.04 Erziehungswissenschaft

Anton, Daniela: Pädagogische Qualitätsentwicklung zwischen Strukturveränderung und Kulturwandel. - In: *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis* ; Jg. 35, 2006, Nr. 6, S. 16-19. *DZI-2660z*

Cordes, Michael: Nippes und Nutzen im Bildungsmarkt: Erfahrungswerte durch Weiterbildungstests der Stiftung Warentest. - In: *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis* ; Jg. 35, 2006, Nr. 6, S. 34-37. *DZI-2660z*

Ebner, Hermann G.: Standards als Instrumente des Qualitätsmanagements im Bildungsbereich. - In: *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis* ; Jg. 35, 2006, Nr. 6, S. 5-10. *DZI-2660z*

Eichner, Agathe: Fortbildung in der Praxis der Offenen Kinder- und Jugendarbeit: Ein Werkstattbericht über eine Alternative zu herkömmlichen Formen der Fortbildung angesichts neuer Problemlagen. - In: *Deutsche Jugend* ; Jg. 54, 2006, Nr. 12, S. 528-535. *DZI-0734*

Halbsgut, Marion: Die Eltern- und Familienarbeit in den Heilpädagogischen Tagesgruppen der Guten Hand. - In: *Unsere Jugend* ; Jg. 58, 2006, Nr. 11/12, S. 468-475. *DZI-0135*

Kastner, Peter: Verstehen oder systemisch denken: Anmerkungen zur Wahrnehmung der Veränderung in der Sozialpädagogik. - In: *Standpunkt: sozial* ; 2006, Nr. 3, S. 64-71. *DZI-2987*

Klitzing, Waltraud von: Das Pflegestudium an der Universität Basel/Schweiz: Konzeption, Leitlinien, Curriculum und Evaluationsergebnisse. - In: *Das Gesundheitswesen* ; Jg. 68, 2006, Nr. 12, S. 780-786. *DZI-0021z*

Konrad, Franz-Michael: Fürsorge oder Bildung? Zu den vorschulpolitischen Debatten auf der Reichsschulkonferenz 1920, ihren Hintergründen und Folgen. - In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* ; Jg. 5, 2007, Nr. 1, S. 37-50. *DZI-3042*

5.06 Recht

Cornel, Heinz: Die Entwicklung der Anwendung jugendstrafrechtlicher Sanktionen in Berlin. - In: *ZJJ* ; Jg. 17, 2006, Nr. 4, S. 296-303. *DZI-2992z*

Cremer, Georg: Selbstbestimmte Teilhabe ist leitende Norm. - In: *neue caritas* ; Jg. 108, 2007, Nr. 2, S. 9-14. *DZI-0015z*

Delmas, Nanine: Schutzauftrag in der Kinder- und Jugendarbeit: Wie kann § 8a SGB VIII so umgesetzt werden, dass sich zwei Aufgaben nicht gegenseitig blockieren? - In: *Jugendhilfe* ; Jg. 44, 2006, Nr. 6, S. 311-320. *DZI-1188*

Eyer, Eckhard: Vergütung gestalten: TVÖD. - In: *Sozialwirtschaft* ; Jg. 17, 2007, Nr. 1, S. 26-28. *DZI-2991z*

Frösche, Tobias: Der gewöhnliche Aufenthalt im Vergütungsrecht. - In: *Betreuungsrechtliche Praxis* ; Jg. 15, 2006, Nr. 6, S. 219-223. *DZI-3018*

Hagenmaier, Martin: Abschiebungshaft und irreguläre Migration. - In: *Neue Kriminalpolitik* ; Jg. 18, 2006, Nr. 4, S. 143-146. *DZI-2990*

Löffelmann, Markus: Das Opfer im Strafverfahren: Eine systematische Darstellung des Opferschutzes im deutschen Strafprozessrecht. - In: *Bewährungshilfe* ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 364-385. *DZI-0715*

Mäule, Thomas: Diskriminierungen vermeiden, Beschwerden ernst nehmen: Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz. - In: *Sozialwirtschaft* ; Jg. 17, 2007, Nr. 1, S. 6-8. *DZI-2991z*

Maybee, James: Reducing re-offending and structural change in the delivery of criminal justice social work in Scotland. - In: *Probation Journal* ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 377-388. *DZI-0049*

Münder, Johannes: Eltern stützen, Kinder schützen: Nach den Gesetzesände-

rungen: Wie zukunftsfest ist das Kinder- und Jugendhilferecht? - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 31-32. *DZI-0228*

Pruin, Ineke Regina: Gereift in 53 Jahren? Die Reformdebatte über die deutsche Heranwachsendenregelung. - In: ZJJ ; Jg. 17, 2006, Nr. 4, S. 257-264. *DZI-2992z*

Schulte, Bernd: Betreuungsrecht und soziale Grundsicherung. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 15, 2006, Nr. 6, S. 210-214. *DZI-3018*

Thië, Philipp: Keine Freiheit für Nabokov! Zur routinemäßigen Strafverschärfung von Kinderpornographie und der Strafpolitik der EU. - In: Neue Kriminalpolitik ; Jg. 18, 2006, Nr. 4, S. 131-134. *DZI-2990*

6.00 Theorie der Sozialen Arbeit

Buttner, Peter: Was Fachkräfte wissen müssen: Der Qualifikationsrahmen Soziale Arbeit. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 28-30. *DZI-0228*

Erath, Peter: Europäisch anschlussfähig werden: Management. - In: Sozialwirtschaft ; Jg. 17, 2007, Nr. 1, S. 19-25. *DZI-2991z*

Weber, Petra: Pflege und Soziale Arbeit (Behindertenhilfe): Auf dem Weg zu einem interdisziplinären Wirken. - In: Standpunkt: sozial ; 2006, Nr. 3, S. 39-41. *DZI-2987*

Ziegler, Holger: What Works? – Probleme einer „Wirkungsorientierung“ in der Sozialen Arbeit. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 12, 2006, Nr. 5, S. 262-266. *DZI-3005*

6.01 Methoden der Sozialen Arbeit

Deinet, Ulrich: Sozialräumliche Kooperation zwischen Offener Kinder- und Jugendarbeit und den Hilfen zur Erziehung. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 54, 2006, Nr. 12, S. 519-527. *DZI-0734*

Fehren, Oliver: Gemeinwesenarbeit als intermediäre Instanz – emanzipatorisch oder herrschaftsstabilisierend? - In: Neue Praxis ; Jg. 36, 2006, Nr. 6, S. 575-595. *DZI-2387*

Hamester, Adolf W.: Fonds für außergerichtliche Gläubigervergleiche. - In: Standpunkt: sozial ; 2006, Nr. 3, S. 87-88. *DZI-2987*

Klikar, Clemens: Bauen, Wohnen, Soziale Arbeit: Berliner Erfahrungen: Modelle, Konzepte, Kooperationen. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 7-11. *DZI-0228*

Linssen, Ruth: Wie Strafverfolgungsbehörden von Synergieeffekten profitieren könn(t)en. - In: ZJJ ; Jg. 17, 2006, Nr. 4, S. 290-296. *DZI-2992z*

Lüttringhaus, Maria: Zielvereinbarungen sichern Qualität – wo kein Wille ist, ist auch kein Weg! - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 83, 2006, Nr. 5, S. 304-316. *DZI-2961z*

Martin, Kathrin: Supervision und Schulpsychologie – interne Supervisor/innen als Träger eines wertegeleiteten Konzepts für Schulentwicklung. - In: Supervision ; 2006, Nr. 4, S. 29-35. *DZI-2971*

Schablon, Kai-Uwe: Community Care: „Von der Wohnung in die Gemeinde“: Gemeinweseneinbindung erwachsener, geistig behinderter Menschen. - In: Standpunkt: sozial ; 2006, Nr. 3, S. 17-24. *DZI-2987*

Schütte, Wolfgang: Sozialstaatliche Humandienstleistungen und Rechtliche Betreuung: Trends und Wechselwirkungen. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 15, 2006, Nr. 6, S. 214-219. *DZI-3018*

Watermeier, Brigitte: Sterbende Menschen begleiten: die spirituelle Dimension in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Hospizarbeit. - In: Krankendienst ; Jg. 79, 2006, Nr. 11, S. 321-329. *DZI-0334*

Weißbach, Dieter Wolfgang: Beratung und Supervision im internen Zusammenhang der Lehrerbildung. - In: Supervision ; 2006, Nr. 4, S. 23-28. *DZI-2971*

Weisshaar, Elke: Zeckenstich- und Borrelioserisiko bei Kindern in Waldkindergärten: Eine Herausforderung für die Prävention. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 68, 2006, Nr. 12, S. 775-779. *DZI-0021z*

6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

Craemer, Thomas: Kindergarten „Förderkörbchen“ im Familienhilfezentrum. - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 83, 2006, Nr. 5, S. 283-286. *DZI-2961z*

Daneke, Sigrid: Kardinalfehler – mangelhafte Vorbereitung. - In: Heim und Pflege ; Jg. 37, 2006, Nr. 12, S. 358-360. *DZI-2496z*

Dölker, Frank: Russisch-deutschedurchsrisch: Partizipation als Grundlage gelingender Integration durch Sensibilisierung kultureller Identität. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 253-259. *DZI-0231*

Dümmler, Achim: Der Familien-Körper – eine diagnostische und handlungsleitende Beratungsmethode für die Begleitung pädagogischer Familienarbeit in der stationären Jugendhilfe. - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 11/12, S. 459-467. *DZI-0135*

Farrant, Finola: Knowledge production and the punishment ethic: the demise of the probation service. - In: Probation

Journal ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 317-333. *DZI-0049*

Hartmann-Hanff, Susanne: Schulsozialarbeit braucht mehr Rechte: Ein Berufsfeld der Sozialen Arbeit zwischen Lerntradition und Lebenswelt. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 35-36. *DZI-0228*

Kircher, Steffen: Interkulturelles Qualifizierungskonzept für die neuen Herausforderungen der Jugendmigrationsdienste: „InkuTra – Interkulturelles Training“ der AWO Nürnberg. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 240-242. *DZI-0231*

Morgenstern, Christine: Neues zur Führungsaufsicht. - In: Neue Kriminalpolitik ; Jg. 18, 2006, Nr. 4, S. 152-154. *DZI-2990*

Óhidy, Andrea: Mit Widersprüchen leben: Pädagogische Professionalität in der Offenen Jugendarbeit. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 54, 2006, Nr. 12, S. 513-518. *DZI-0734*

Pörnbacher, Ulrike: Integration als Aufgabe der Offenen Jugendarbeit – eine wissenssoziologische Betrachtung. - In: Zeitschrift für Sozialpädagogik ; Jg. 5, 2007, Nr. 1, S. 70-85. *DZI-3042*

6.04 Jugendhilfe

Burdorf-Schulz, Jutta: Auf dem Weg zu Familienzentren...: „der positive Blick auf Kinder und ihre Familien“ – das Kinder- und Familienzentrum Schillerstraße in Berlin. - In: Evangelische Jugendhilfe ; Jg. 83, 2006, Nr. 5, S. 298-303. *DZI-2961z*

Feistritzer, Martina: Softwaregestütztes Qualitäts-Management in den Hilfen zur Erziehung als Unterstützung fachlicher Reflexionsprozesse. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 12, 2006, Nr. 5, S. 278-281. *DZI-3005*

Hampe-Grosser, Andreas: Family Group Conferencing (FGC): über die Entwicklung einer respektvollen Hilfeplanung – ein Tagungsbericht. - In: Jugendhilfe ; Jg. 44, 2006, Nr. 6, S. 309-310. *DZI-1188*

Kreisel, Jens: Operatives Wissen ist die Voraussetzung für Wirkung. - In: Jugendhilfe ; Jg. 44, 2006, Nr. 6, S. 302-305. *DZI-1188*

Landes, Benjamin: Alles wird zur Dienstleistung: Die wirkungsorientierte Finanzierung von Jugendhilfe. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 33-34. *DZI-0228*

Peters, Friedhelm: Zum Stichwort: Wirkungsorientierung/wirkungsorientierte Steuerung. - In: Forum Erziehungshilfen ; Jg. 12, 2006, Nr. 5, S. 260-261. *DZI-3005*

6.05 Gesundheitshilfe

Gold, Carola: Gesundheitsförderung

»Außerordentlich nützlich für die Beratungspraxis.«

Rolf Winkel, Soziale Sicherheit 10/05, zur Voraufgabe



Handbuch Sozialrechtsberatung – HSRB

Von Prof. Dr. Albrecht Brühl, Hochschule Darmstadt, Prof. Dr. Ursula Fasselt, FH Frankfurt a.M., Prof. Dr. Dorothee Frings, Hochschule Niederrhein, Prof. Dr. Rainer Kessler, FH Wiesbaden, Prof. Dr. Gerhard Nothacker, FH Potsdam, Prof. Dr. Jürgen Sauer, FH Wiesbaden, RegDir a.D. Dietrich Schoch, Prof. Dr. Helmut Schellhorn, FH Frankfurt a.M. und Prof. Dr. Jürgen Winkler, Katholische FH Freiburg
2. Auflage 2007, ca. 700 S., brosch., ca. 45,- €, ISBN 978-3-8329-2382-2
Erscheint April 2007

Die Neuauflage des bewährten Handbuchs behandelt alle Lebenslagen, die in der Beratungspraxis typischerweise vorkommen. Mit Hilfe des HSRB können Sie überblicken, welche Leistungen dem Betroffenen in seiner jeweiligen Situation zustehen und wer hierfür zuständig ist.

Das HSRB behandelt knapp und präzise folgende Lebenslagen:

- Ausbildung
- Arbeitslosigkeit
- Kinder/Jugendliche
- Lebenspartnerschaften, Alleinerziehende und Schwangere
- Drogen/Sucht
- Behinderung
- Alter
- Krankheit
- Pflegebedürftigkeit
- Besondere soziale Schwierigkeiten (Strafentlassene/Wohnungslose)
- Migrantinnen und Migranten

Topaktuell: Die 2. Auflage berücksichtigt bereits

- die jüngsten Änderungen bei der Grundsicherung für Arbeitsuchende
- die Einführung des Elterngeldes
- die Auswirkungen der Gesundheitsreform
- das geplante Rechtsdienstleistungsgesetz und
- die anstehende Reform des Ausländerrechts.



Nomos

im Brennpunkt: der Kooperationsverbund „Gesundheitsförderung bei sozial Benachteiligten“ zeigt Beispiele guter Praxis und stützt Qualitätsentwicklung. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2007, Nr. 1, S. 8-10. *DZI-2193z*

Heiden, H.-Günter: Das macht mich stark! Zur aktuellen Bedeutung des Empowerment-Konzepts. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2007, Nr. 1, S. 32-34. *DZI-2193z*

Malinke, Sibylle: Mammographie-Screening in Deutschland: Abschlussbericht der Modellprojekte in Bremen, Wiesbaden und Weser-Ems veröffentlicht. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 86, 2006, Nr. 11, S. 428-431. *DZI-0199*

Robinson, Gwen: The future of rehabilitation: What role for the probation service? - In: Probation Journal ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 334-346. *DZI-0049*

Walzik, Eva: Breite Kritik an Gesundheitsreform: Faire Anhörungen zum Wettbewerbsstärkungsgesetz. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 86, 2006, Nr. 11, S. 420-423. *DZI-0199*

Worringen, Ulrike: Das Gesundheitstrainingsprogramm der Deutschen Rentenversicherung Bund. - In: RV aktuell ; Jg. 53, 2006, Nr. 12, S. 497-503. *DZI-0902z*

6.06 Wirtschaftliche Hilfe

Gitschmann, Peter: Herausforderungen und Perspektiven der Eingliederungshilfe. - In: Standpunkt: sozial ; 2006, Nr. 3, S. 25-30. *DZI-2987*

7.01 Kinder

Baumann, Anette: Sternstunden für Kinder: Eine besondere Form der Beobachtung. - In: Kindergarten heute ; Jg. 35, 2006, Nr. 12, S. 32-34. *DZI-3048*

Baumgärtner, Theo: Kinder aus suchtbelasteten Familien. - In: Neue Praxis ; Jg. 36, 2006, Nr. 6, S. 609-629. *DZI-2387*

Piotter, Hanna: Umsetzung zentraler Ziele des Koalitionsvertrages: Aktionsprogramm Jugendbeteiligung. - In: Jugendpolitik ; Jg. 32, 2006, Nr. 4, S. 29-30. *DZI-1227*

Stamm, Margrit: Die Zukunft verlieren? Schulabbrecher in unserem Bildungssystem. - In: Zeitschrift für Sozialpädagogik ; Jg. 5, 2007, Nr. 1, S. 15-36. *DZI-3042*

Trabert, Gerhard: Macht Kinderarmut krank? Die soziale Lebenslage beeinflusst die gesundheitliche Situation. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2007, Nr. 1, S. 11-12, 14-16. *DZI-2193z*

Ulich, Michaela: Und wie steht es um die sprachliche Bildung deutscher Kinder? Der Beobachtungsbogen SELDAK. - In: Kindergarten heute ; Jg. 35, 2006, Nr. 12, S. 22-27. *DZI-3048*

7.02 Jugendliche

Bareis, Friederike: Nebenstrafen und Nebenfolgen jugendstrafrechtlicher Verurteilungen. - In: ZJJ ; Jg. 17, 2006, Nr. 4, S. 272-281. *DZI-2992z*

Geisen, Beatrix: Netzwerkarbeit im Jugendmigrationsdienst. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 234-237. *DZI-0231*

Hafeneger, Benno: „Rattenfänger von Hameln“: Rechtsextreme Jugendarbeit in Stadt und Land. - In: Deutsche Jugend ; Jg. 54, 2006, Nr. 12, S. 509-511. *DZI-0734*

Lorenzen, Ute: Stand-up-Training – Soziale Gruppenarbeit mit Opfern: Hilfe für Jugendliche, die wiederholt im Kontext Schule der Gewalt anderer ausgesetzt sind. - In: Standpunkt: sozial ; 2006, Nr. 3, S. 72-75. *DZI-2987*

Syllwassch, Jörg: Und ein Kondom stört doch Jugendliche und Aids. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 19-20. *DZI-2643z*

Theisen, Ute: Distanz verringern – Jugendliche beteiligen: Schwerpunkte europäischer Jugendpolitik des Deutschen Bundesjugendringes. - In: Jugendpolitik ; Jg. 32, 2006, Nr. 4, S. 7-9. *DZI-1227*

7.03 Frauen

Degner, Cornelia: Frauen und Rente: Informationslücken schließen, Perspektiven realistisch einschätzen, Altersvorsorge einplanen. - In: Krankendienst ; Jg. 79, 2006, Nr. 11, S. 338-340. *DZI-0334*

Klumb, Silke: Frauen & HIV/Aids: Prävention und Selbstbestimmung. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 23-24. *DZI-2643z*

Kreyenfeld, Michaela: Müttererwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland. - In: Zeitschrift für Familienforschung ; Jg. 18, 2006, Nr. 3, S. 333-360. *DZI-3038*

7.04 Ehe / Familie / Partnerbeziehung

Behn, Sabine: Elterntrainings – eine Übersicht. - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 11/12, S. 476-480. *DZI-0135*

Rotthaus, Wilhelm: Neue Herausforderungen an die elterliche Erziehungskompetenz. - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 11/12, S. 451-458. *DZI-0135*

7.05 Migranten

Filsinger, Dieter: Entwicklungen und Anforderungen an die kommunale Integrationspolitik – für die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. - In: Jugend, Beruf, Gesellschaft ; Jg. 57, 2006, Nr. 4, S. 214-223. *DZI-0231*

Reimann, Bettina: Integration findet vor Ort statt: Die sozialräumliche Ein-

gliederung von Zuwanderern ist Herausforderungen auch für die Wohnungswirtschaft. - In: Blätter der Wohlfahrtspflege ; Jg. 154, 2007, Nr. 1, S. 12-15. *DZI-0228*

Zaschke, Wolfgang: Sprachförderung als Ausgrenzungsinstrument: Die Verantwortung der Kommunen. - In: Neue Praxis ; Jg. 36, 2006, Nr. 6, S. 647-657. *DZI-2387*

7.07 Straffällige / Straftatlassene

Bock, Michael: MIVEA als Hilfe für die Interventionsplanung im Jugendstrafverfahren. - In: ZJJ ; Jg. 17, 2006, Nr. 4, S. 282-290. *DZI-2992z*

Cosmai, Anja: Anti-Aggressivitäts-Training mit jungen Gewalttätern: Ein Praxisbericht zur zielgenauen Auswahl der Probanden und zur ganzheitlichen Diagnostik. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 396-407. *DZI-0715*

Harding, John: Some reflections on risk assessment, parole and recall. - In: Probation Journal ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 389-396. *DZI-0049*

Harrendorf, Stefan: Gefährliche Gewalttäter? Ergebnisse einer bundesweiten Rückfallstudie. - In: Bewährungshilfe ; Jg. 53, 2006, Nr. 4, S. 308-338. *DZI-0715*

7.08 Weitere Zielgruppen

Kempf-Stein, Alena: Obdachlos, psychisch krank und schwer erreichbar: Ein Hamburger Modellprojekt will Wohnungslose gesundheitlich besser versorgen. - In: Forum sozialarbeit + gesundheit ; 2007, Nr. 1, S. 22-23. *DZI-2193z*

7.10 Behinderte / kranke Menschen

Bolte, Gabriele: Kleinräumige Prävalenzunterschiede von Atemwegserkrankungen bei Kindern: Grenzen der Erkenntnismöglichkeiten einer von Eltern angeregten Studie. - In: Das Gesundheitswesen ; Jg. 68, 2006, Nr. 12, S. 760-768. *DZI-0021z*

Dannecker, Martin: Wider den Zwang zur Prävention – die Zeiten des „alten Aids“ sind vorbei. - In: Pro Familia Magazin ; Jg. 34, 2006, Nr. 4, S. 12-14. *DZI-2643z*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen: Tel.: 030/ 83 90 01-13, Fax: 030/831 47 50 E-Mail: bibliothek@dzi.de

Regionale Jugendarbeit. Wege in die Zukunft. Hrsg. Ludger Kolhoff und andere. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2006, 269 S., EUR 32,90 *DZI-D-7852*
Die Jugendarbeit, insbesondere in Verbindung mit Betreuungs- und Bildungsmaßnahmen, ist zu einer intensiv diskutierten gesamtgesellschaftlichen Aufgabe geworden. Aktuell stellt sich die Frage, ob lokale Steuerungsansätze, wie sie die Kinder- und Jugendarbeit prägen, ausreichend sind und wie die Region stärker wahrzunehmen und zu berücksichtigen ist. In diesem Buch skizzieren Fachleute aus Forschung und Praxis die Lage und Vielfalt der regionalen Jugendarbeit und entwickeln neue Perspektiven.

Skinheads. Antirassisten oder „rechte Schläger“? Von Markus Messics. LIT Verlag. Berlin 2006, 136 S., EUR 14,90 *DZI-D-7835*

Seit mehr als 35 Jahren kleiden sich kurzhaarige Jugendliche mit Springerstiefeln und Hosenträgern. Von Großbritannien bahnte sich der Skinhead-Kult seinen Weg über die Kontinente. Wie keine andere Jugend(sub)kultur gilt diese als Synonym für Hass und Extremismus. Bei näherer Betrachtung sieht man eine komplexe Szenestruktur. „Die Skinheads“ gibt es nicht. Was bedeuten Begriffe wie „Oi!“, „SHARP“, „Redskin“ oder „Blood & Honour“? Was haben farbige Ska-Puristen mit Fußball-Hooligans, antirassistischen „77er“-Punks und kahl rasierten Neonazis gemeinsam? Ein Erklärungsversuch – mit Hilfe aus der Szene.

Seitenwechsel. Psychiatrieerfahrene Professionelle erzählen. Hrsg. Sibylle Prins. Paranus Verlag. Neumünster 2006, 189 S., EUR 16,80 *DZI-D-7840*

Psychiatrie teilt sich seit jeher in „zwei Lager“: Die, die behandelt werden auf der einen Seite, und die, die behandeln, auf der anderen. Dazwischen liegt eine scheinbar unüberbrückbare Kluft. Die Herausgeberin hat Menschen gesucht und befragt, die beide Seiten aus eigener Erfahrung kennen – Professionelle aller Berufsgruppen in der Psychiatrie, die selbst psychische Krisen und psychiatrische Behandlung erfahren haben. Ist eine solche doppelte Psychiatrieerfahrung hilfreich oder problematisch – oder beides zugleich? Wie erleben die Betroffenen die viel beschworene Abgrenzungs- und Rollenproblematik? Und ist die Schaffung von Arbeitsplätzen für Psychiatrieerfahrene in der Psychiatrie ein Modell der Zukunft? Die erzählten Interviews in dem Buch geben aufschlussreiche Antworten und überwinden damit ein „Lagerdenken“.

Einführung in die systemische Soziale Arbeit mit Familien. Von Wolf Ritscher. Carl-Auer Verlag. Heidelberg 2006, 124 S., EUR 12,95 *DZI-D-7842*

Der Autor, Professor für Psychologie an der Hochschule für Sozialwesen in Esslingen und systemisch arbeitender Therapeut, macht in dieser Einführung die systemische Soziale Arbeit mit Familien auf drei verschiedenen Wegen zugänglich: historisch, indem er die Konzepte der Pioniere in

der Familien- und Systemtherapie vorstellt; systematisch in der Beschreibung, wie man systemische Familientherapie in die Soziale Arbeit mit Familien einbringt und praktisch in Fallskizzen, die die Hilfeprozesse illustrieren.

„Man muss es selbst erlebt haben ...“ Ergebnisse einer empirischen Untersuchung der Evangelischen Jugend. Hrsg. Katrin Fauser und andere. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2006, 319 S., EUR 29,90 *DZI-D-7849*
In diesem Buch drücken Jugendliche und junge Erwachsene in Wort und Bild aus, was „ihr“ Jugendverband für sie und ihre Entwicklung bedeutet. Jugendverbände können für biographisch bedeutsame Selbstbildungsprozesse überaus wichtig sein. Über diese lebensgeschichtlichen Wirkungen ist bisher aber nur sehr wenig bekannt. Das Buch präsentiert Porträts jugendlicher und junger Erwachsener und schließt damit diese Lücke: Hier werden die subjektiven lebensweltlichen und biographischen Bedeutungen sichtbar. Die Porträts vollziehen nach, wie junge Menschen das Leben und die Aktivitäten in und mit Jugendverbänden – in diesem Fall in der Evangelischen Jugend – erleben und gewöhnen ganz konkrete und häufig überraschende Einblicke. So entsteht ein anschaulicher und einfühlbarer Bilderbogen, wie unterschiedlich und erstaunlich mannigfaltig das sein kann, was Jugendliche dort für ihr Leben gewinnen.

Kinderreiche Familien. Hrsg. Bernd Eggen und Marina Rupp. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2006, 202 S., EUR 21,90 *DZI-D-7853*

Kinderreiche Familien, also jene mit drei oder mehr Kindern, sind in der Wissenschaft und Politik ein bislang vernachlässigtes Thema. Die vorliegende Arbeit bietet vertiefte Einblicke in die Vielfalt der Lebensbedingungen kinderreicher Familien und, durch den Vergleich mit Familien mit weniger Kindern, eine Bestandsaufnahme zur Situation von Familien insgesamt in Deutschland. Drei Themen stehen im Vordergrund: der historische Rückgang von Familien mit vielen Kindern in Deutschland, in Europa und in anderen Teilen der Welt; die gegenwärtige Lebenssituation kinderreicher Familien mit Blick auf Haushaltsstrukturen, regionale Verteilungen, Bildung, Erwerbstätigkeit, Einkommen, Wohnen und schließlich Aspekte der Entscheidungsverläufe auf dem Weg zur kinderreichen Familie.

Strassenkinder und Soziale Arbeit. Theoretische Erklärungen und praktische Handlungsansätze. Von Andrea Gaudenz Zanetti. Edition Soziothek. Berlin 2006, 117 S., EUR 19,90 *DZI-D-7864*

Mit welchen Methoden begegnet die Soziale Arbeit der Problematik von Straßenkindern? Gibt es Theorien, die das Phänomen erklären und wie bestehen diese im direkten Vergleich mit Praxiskonzepten der Sozialen Arbeit aus Berlin? Diese Fragen werden in der Publikation beantwortet. In der Literatur sind mehrere Handlungsansätze zu finden. Hingegen besteht ein Defizit auf der Erklärungsebene. Der Autor zieht deshalb das interdisziplinäre Konstitutionsmodell abweichenden Verhaltens von Lothar Böhnisch hinzu, um Erklärungsansätze zu formulieren. In einem weiteren Schritt werden drei Berliner Konzepte analysiert. Dabei wird ersichtlich, dass in der Praxis theoretische Inputs aufgenommen werden und auf Konzeptebene gute Soziale Arbeit geleistet wird.

Soziale Arbeit in der Integrierten Versorgung. Von Marius Greußel und Hugo Mennemann. Ernst Reinhardt Verlag. München 2006, 153 S., EUR 14,90 *DZI-D-7858* Die Integrierte Versorgung ist ein völlig neues vertrags- und leistungsrechtliches Systemelement im bundesdeutschen Gesundheitswesen. Dieses Buch behandelt die wichtigsten Aspekte zu diesem aktuellen Thema. Es erklärt den Begriff der Integrierten Versorgung und zeigt, was die Soziale Arbeit im Gesundheitswesen nach dieser Strukturreform leisten kann. Aus der Sicht verschiedener Zielgruppen und Akteure wird deutlich gemacht, wie und wo Integrierte Versorgung greifen kann. Auch rechtliche Aspekte, Finanzierungsmöglichkeiten und Projekte aus der Praxis werden dargestellt.

Sexualisierte Kriegsgewalt und ihre Folgen. Handbuch zur Unterstützung traumatisierter Frauen in verschiedenen Arbeitsfeldern. Hrsg. medica mondiale e.V. und Karin Griese. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2006, 456 S., EUR 34,90 *DZI-D-7885* Mit diesem Handbuch wird ein umfassender und fachübergreifender Überblick zum Thema Trauma und sexualisierte Kriegsgewalt präsentiert. Die Beiträge beschreiben Ansätze in der Arbeit mit traumatisierten Frauen, die sich in Krisengebieten und in der Arbeit mit Flüchtlingsfrauen in Deutschland bewährt haben. Das Buch bietet Informationen über Hintergründe und Ausmaß sexualisierter Gewalt in Kriegs- und Krisengebieten, beschreibt die Folgen für Frauen und Mädchen im kulturellen Kontext und geht ausführlich auf die problematische Situation der Betroffenen als Asylbewerberinnen oder Zeuginnen in Strafgerichtsprozessen ein. Der praxisorientierte Teil des Handbuchs enthält Empfehlungen zum Umgang mit den Folgen dieser Gewalt für Fachkräfte aus den Bereichen Gynäkologie und Geburtshilfe, psychosoziale Arbeit und Therapie, Rechtsberatung und Gerichtspraxis sowie aus der Entwicklungszusammenarbeit.

Nach der Gastarbeit. Prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft. Von Christoph Reinprecht. Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung. Wien 2006, 249 S., EUR 24,90 *DZI-D-7892* Altern in der Migration – ein Thema, das in der Alters- und Migrationsforschung, aber auch von Politik und Verwaltung weitgehend vernachlässigt wird: Welche Erwartungen knüpfen Migrantinnen und Migranten an die Zeit nach der Pensionierung? Welche Rahmenbedingungen prägen ihre Lebenssituation? Über welche Ressourcen verfügen sie im Alltag, bei Krankheit oder Pflegebedürftigkeit? Wie tragfähig sind familiäre Netzwerke? Zwischen Assimilation und Marginalität, ethnischem Rückzug und transnationaler Mobilität, Rückkehrwunsch und Bleibeabsicht wird nach der häufig mehrdeutigen Struktur kultureller Orientierung, Zugehörigkeit und Identität gefragt. Das Buch beschäftigt sich auf der Grundlage empirischer Forschungen mit der vielschichtigen Lebensrealität von älteren Arbeitsmigranten und -migrantinnen, die ab Anfang der 1960er-Jahre aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei nach Österreich zugewandert sind und sich hier dauerhaft niedergelassen haben. Die mit dem Arbeiter- und Migrationsstatus verbundenen Belastungen und Benachteiligungen wirken im Alter nach und erschweren die Bewältigung des Übergangs in die nachberufliche Lebensphase. Über diese

gemeinsame Erfahrung komplexer Unsicherheit hinaus variiert jedoch die Lebenssituation älterer Ausländerinnen und Ausländer erheblich. Es existieren unterschiedliche Entwürfe selbstbestimmten und selbstständigen Alterns.

Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Von Wolfgang Hinte und Helga Treeß. Juventa Verlag. Weinheim 2007, 238 S., EUR 18,50 *DZI-D-7888* Das Fachkonzept Sozialraumorientierung findet vor allem in der Kinder- und Jugendhilfe sowie im Quartiersmanagement breite Aufmerksamkeit. In zahlreichen Debatten und Praxisprojekten wird man indes mit einer recht großen Bandbreite an expliziten und impliziten Definitionen von Sozialraumorientierung konfrontiert. Die Autoren beschreiben im vorliegenden Band theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und konkrete Beispiele im Rahmen kooperativ-integrativer Pädagogik in Projekten der Kinder- und Jugendhilfe. Damit liegt eine systematische Aufbereitung des Sozialraumkonzepts vor. Der Band richtet sich sowohl an Studierende, die sich mit den theoretischen und handlungsmethodischen Grundlagen von Sozialraumorientierung und kooperativ-integrativer Pädagogik vertraut machen wollen, als auch an Fachkräfte in der Sozialen Arbeit bei kommunalen und freien Trägern, die sich mit den Herausforderungen sozialräumlicher Praxis auseinandersetzen.

Das neue Elterngeld. Lohnersatz in der Elternzeit. Kommentar mit Berechnungsbeispielen. Von Carsten Schwitzky. Walhalla Fachverlag. Regensburg 2007, 135 S., EUR 11,95 *DZI-D-7893* Das Elterngeld hat ab Januar 2007 das Erziehungsgeld abgelöst. Es stellt in erster Linie eine Lohnersatzleistung dar, die gezielt den Einkommensverlust aufgrund der Elternzeit kompensiert. Dieser Fachratgeber zielt auf die umfassende Information werdender Eltern: Wer hat Anspruch auf Elterngeld? Sind die Leistungen unterschiedlich hoch? Wie lange besteht Anspruch auf Elterngeld? Wie wirkt sich der Bezug auf andere Sozialleistungen, wie eine Erwerbstätigkeit während der Elternzeit auf die Höhe des Elterngeldes aus? Welche verfahrensrechtlichen Hintergründe sind bei der Bearbeitung der Anträge zu beachten? Die Erläuterungen und Vorschläge zur Interpretation bieten insbesondere den Beschäftigten in Jugendämtern eine Orientierung.

Verantwortung im Führen und Leiten in der Sozialen Arbeit. Hrsg. Harald Christa und Sebastian Clausnitzer. Evangelische Verlagsanstalt. Leipzig 2006, 204 S., EUR 19,80 *DZI-D-7894* Sozialmanagement und betriebliche Führung von Sozialunternehmen sind, ebenso wie in der Erwerbswirtschaft, als menschliches Führungs- und Leitungshandeln in kausale Zusammenhänge eingebunden: in die Folgen von Handeln und Entscheiden in Gestalt von Erfolg oder Misserfolg, von erzielten wie nicht erzielten Wirkungen ebenso wie in Kategorien von Schuld und Unschuld, mithin in Kategorien der Verantwortung von und der Zurechnung auf Personen und Personengruppen. Daraus ergeben sich unter anderem Fragen rechtlicher, technologischer, theologisch-ethischer und politischer Natur. Dieser Band soll sich einigen der erwähnten Problemstellungen bezüglich der

Verantwortung im Führen und Leiten sozialer Organisationen aus Sicht unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen widmen.

Burnout erkennen, überwinden, vermeiden. Von Gabriele Kypta. Carl-Auer Verlag. Heidelberg 2006, 233 S., EUR 16,95 *DZI-D-7843*

Leistungsdruck, hohes Arbeitstempo, Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes und eine allgegenwärtige Schnelllebigkeit lassen viele Menschen aus der Puste geraten. Wer sich nicht vorsieht, dem drohen tiefe Erschöpfung und Ausgebranntsein. Die Autorin macht deutlich, dass Burnout kein individuelles Problem darstellt, auch wenn die einzelne Person das Opfer ist: Erschöpfung und Belastungsgrenzen sind zum Tabu geworden und werden deshalb oft erst wahrgenommen, wenn es zu spät ist. Die Autorin schöpft aus ihrer Erfahrung als Unternehmensberaterin, Coach und Trainerin, wenn sie aufzeigt, wie Burnout-Fällen zu erkennen sind, man ihnen ausweicht und vorbeugt. Zahlreiche konkrete Tipps und Anregungen fördern und stärken den sorgfältigen und wertschätzenden Umgang mit sich selbst.

Jugendliche als Akteure im Verband. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung der Evangelischen Jugend. Hrsg. Katrin Fauser und andere. Verlag. Barbara Budrich. Opladen 2006, 312 S., + Anhang, EUR 29,90 *DZI-D-7850*

Das Buch stellt die Ergebnisse einer umfangreichen Jugendstudie zum Thema „Jugend im Verband“ vor. Junge

Menschen – so der Befund – sind nicht bloß Adressaten oder Konsumenten. Für sie ist der Jugendverband ein Ort, an dem sie selber etwas machen und aktiv sein können. Sie nutzen ihn, um „etwas für sich selber zu tun“, „an sich wachsen zu können“ und zugleich „etwas Sinnvolles für andere“ zu tun. Die zentralen subjektorientierten Perspektiven und Fragestellungen der Untersuchung waren: Wie erleben Jugendliche die Angebote eines Jugendverbandes? Wie eignen sie sich seine Gelegenheitsstruktur an? Was machen sie aus dem Verband? Die Befunde des Forschungsprojektes am Beispiel der Evangelischen Jugend erläutern die Rolle der Freunde im Jugendverband, die zentrale Bedeutung von Gemeinschaft, die leitenden Teilnahmemotive, die Aktivitäts- und Gestaltungsbedürfnisse von jugendlichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern.

Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Migrations-, Integrations- und Minderheitenpolitik. Hrsg. Christoph Butterwegge und Gudrun Hentges. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2006, 294 S., EUR 18,99 *DZI-D-7854*

Durch den Globalisierungsprozess gewinnt das Phänomen der Migration seit einiger Zeit an Brisanz. In fast allen Teilen der Welt nehmen die Wanderungsbewegungen zu, sei es, weil Menschen jenseits der Grenzen ihres Herkunftslandes einen Arbeitsplatz und eine Existenzgrundlage für sich und ihre Familie zu finden hoffen, sei es, weil sie aufgrund politischer Verfolgung, religiöser, rassistischer beziehungsweise geschlechtsspezifischer Diskriminierung, ökologischer Katastrophen oder vor (Bürger-)Kriegen flie-

Wir denken weiter.

Zum Beispiel beim Liquiditätsmanagement.
Nutzen Sie alle Vorteile des controlling-basierten
Cash-Managements.

Sprechen Sie mit uns. Wir haben die Lösung.

Die Bank für Wesentliches.
www.sozialbank.de



**Bank
für Sozialwirtschaft**

hen müssen. Gleichwohl fand die Zuwanderung in der Diskussion über das Thema „Globalisierung“ bisher wenig Berücksichtigung. Dieser Sammelband will in mehrfacher Hinsicht einen Beitrag zu dieser Debatte leisten: Die Aufsätze im ersten Teil des Buches beleuchten den Zusammenhang zwischen Globalisierung und Wanderungsbewegungen; die folgenden Beiträge behandeln den politischen Umgang mit Flucht, Migration und Minderheiten. Der letzte Teil konzentriert sich auf Fragen der Integration und die Perspektiven einer multikulturellen Demokratie.

Präventive Soziale Arbeit im Gesundheitswesen. Von Peter Franzkowiak. Ernst Reinhardt Verlag. München 2006, 162 S., EUR 14,90 *DZI-D-7859*

Ob ein Mensch gesund oder krank ist, hängt in hohem Maße von den psychosozialen Einflüssen ab, die ihn umgeben. So kann eine soziale Notlage gesundheitliche Beeinträchtigungen nach sich ziehen. Präventive Soziale Arbeit im Gesundheitswesen hat zum Ziel, den Einzelnen zur Selbsthilfe zu motivieren, Unterstützungsnetze zur Vorsorge und Problembewältigung zu schaffen und persönliche und gemeinschaftliche Handlungsmöglichkeiten zu stabilisieren. Praxisbeispiele aus der Gemeinde, Psychiatrie, Altenhilfe und Pflegeprävention veranschaulichen die wichtigsten Handlungsansätze der sozialen Gesundheitsarbeit in Prävention und Gesundheitsförderung.

Systemische Sozialarbeit in der Psychiatrischen

Klinik. Geschichte – Kontext – Theorie – Methoden. Von Daniela Fischli und anderen. Edition Soziothek. Bern 2006, 90 S., EUR 18,50 *DZI-D-7865*

Ausgehend von der Leitfrage über den Beitrag der Sozialarbeit in der stationären Behandlung psychisch kranker Menschen wird die Bedeutung der professionellen Sozialen Arbeit in der stationären Psychiatrie für den betroffenen Menschen und die Gesellschaft hervorgehoben. Dies geschieht anhand einer Auseinandersetzung mit der systemischen Sozialarbeitstheorie und ihren vielfältigen handlungsrelevanten Methoden. Durch die dargelegte systemische Sichtweise von sozialen und gesundheitlichen Problemen kann der bestehenden Stigmatisierung von psychisch kranken Menschen entgegengewirkt werden. Es gilt, den Blickpunkt weg vom einzelnen betroffenen Menschen auf die Interaktion in sozialen Systemen zu lenken. Dieser Ansatz für die Sozialarbeit in der Psychiatrie ist deshalb nicht nur auf die Klientel bezogen, sondern bezieht immer auch die gesellschaftliche Ebene mit ein.

Psychiatrie in der DDR. Erzählungen von Zeitzeugen.

Hrsg. Thomas R. Müller und Beate Mitzscherlich. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2006, 245 S., EUR 23,90

DZI-D-7886

Das Buch versammelt Erzählungen von Zeitzeugen der DDR-Psychiatrie. Patientinnen, Patienten und Mitarbeitende aus psychiatrischen Einrichtungen wurden in dem von der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur geförderten Projekt zu ihren individuellen Erfahrungen befragt. Diese subjektiven Erinnerungen, zu Monologen verdichtet, ermöglichen einen vielschichtigen Blick auf die bis heute tabuisierte Alltagsgeschichte der Psychiatrie in der DDR.

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauffer, Wien
Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung); Heiner Stocksclaeder (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. 7% MwSt. und Versandkosten, Inland) Kündigung bestehender Abonnements jeweils schriftlich drei Monate vor Jahresende.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Übersetzung: Belinda Dolega-Pappé

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin

Druck: druckmuck@digital.e.k., Großbeerenstr. 2-10, 12107 Berlin

ISSN 0490-1606